

Die Gleichheit

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen

Mit den Beilagen: Für unsere Kinder und Frauen-Beilage

Die „Gleichheit“ erscheint alle vierzehn Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich ohne Bestellgeld 35 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig. Jahres-Abonnement 2,60 Mark.

Stuttgart den 27. Juni 1906

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Frau Klara Zerkel (Zunder), Wilhelmshöhe, Post Degerloch bei Stuttgart. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Furtbach-Strasse 12.

Inhalts-Verzeichnis.

Deutschlands Volksschullehrer. Von H. Sch. — Henrik Ibsen. (Schluß.) — Aus der Jugendbewegung. Von Fritz Raschle. — Die Frage der Mutterschaftsversicherung in Italien. Von Gisela Michels-Eindner. — Vom Glauben der Arbeiterinnen in der Konfessionsindustrie. Von Robert Pippmann. — Zur Entlassung der Diensthofen. Von A. — Aus der Bewegung: Von der Agitation. — Politische Rundschau. Von G. L. — Gewerkschaftliche Rundschau. Notigenteil: Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen. — Frauenstimmrecht. — Verschiedenes. Feuilleton: In der Campagna. Von Gabriel d'Annunzio. (Gedicht.) — Die alte Nergil. Von Maxim Gorki. (Fortf.) — Rosen. Von Klara Bohm.

Deutschlands Volksschullehrer.

Die deutsche Sozialdemokratie beschäftigt sich in wachsendem Maße mit den mannigfaltigen Aufgaben, die das vielseitige Erziehungsproblem stellt. Höchstwahrscheinlich wird sich auch der nächste Parteitag in Mannheim mit der Erziehungsfrage beschäftigen und die festen prinzipiellen Richtlinien abstecken, innerhalb deren eine erprobliche Parteitätigkeit auf diesem wichtigen Gebiet möglich ist.

Auf die direkte oder indirekte Mitarbeit der größten und wichtigsten Gruppe unter den deutschen Jugend-erziehern, auf die Volksschullehrer, kann die Arbeiterkraft bei dieser Arbeit vorläufig leider noch nicht rechnen. Abgesehen von den äußeren Schwierigkeiten, die einer solchen Mitarbeit in Deutschland, dem typischen Beamtenstaat, in dem der Geist der Subordination der herrschende ist, im Wege stehen, fehlen den deutschen Volksschullehrern für eine zielbewusste, fruchtbringende Arbeit am Werke der Jugend- und damit der Volkserziehung im Sinne der modernen sozialen Notwendigkeiten noch die unerlässlichen inneren Vorbedingungen. Nur hier und da bricht durch die harte Decke der traditionellen pädagogischen und politischen Vorurteile, unter der das reiche geistige Leben der hunderttausend deutschen Volksschullehrer in einem Dornröschenschlaf liegt, das zukunftsreue, hoffnungsstarke Sehnen und Streben nach neuen Zielen und neuen Taten hindurch.

Die in der Pfingstwoche in München stattgefundenen deutsche Lehrerversammlung hat dem aufmerksamen Beobachter einen wertvollen Einblick in die Kraft und in die Schwäche, in das Wollen und in das Können der deutschen Lehrerschaft ermöglicht. Der Deutsche Lehrerverein ist an sich betrachtet eine der machtvollsten Organisationen, die wir zurzeit in Deutschland haben. Er erstreckt sich über sämtliche deutsche Bundesstaaten, und es gehören ihm fast ausnahmslos alle Volksschullehrer an; nur einige ultrakonfessionelle katholische Lehrer ziehen eine katholische Sonderorganisation vor. Der Deutsche Lehrerverein zählt über 100 000 Mitglieder, die durch ein reiches geistiges Vereinsleben und durch mannigfache materielle Vorteile an ihre Organisation gefesselt werden. Aber dieses geistige Leben, so reich es flutet, bewegt sich in alten, ausgefahrenen Geleisen. Die Lehrer bilden zwar von jeher, solange es einen Standesgeist unter ihnen gibt, eine Kerntruppe der Opposition. Aber diese Opposition beschränkt sich innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft auf die liberalen Parteien, die längst ihre „revolutionären Jugendeseleien“ abgeschworen haben und zu kleinlichen Nergelfraktionen und -faktionen herabgesunken sind. Die eigenartige Zwitterstellung der Volksschullehrer — ihre offizielle Zugehörigkeit zur Beamten-schaft des bürgerlichen Klassenstaates auf der einen, und ihre proletarierhafte materielle Stellung nebst der Tätigkeit an den Schulen des Proletariats auf der anderen Seite — hat es bewirkt, daß die Volksschullehrer in ihrer großen Mehrheit zwar noch bis heute im Gefolge der bürgerlichen Opposition marschieren, daß sie aber deren äußersten linken Flügel bilden, und daß sie auch teilweise, besonders im stillen, zur proletarischen Opposition hinüberneigen. Die Führung des Deutschen Lehrervereins freilich ist frei von Anwandlungen dieser letzteren Art, sie ist in ihrem Herzen „voll und ganz und unentwegt“ liberal und lehnt daher ängstlich jede nähere Berührung mit der Sozialdemokratie und ihren schulpolitischen und pädagogischen Prinzipien ab.

So kommt es, daß die offiziellen Publikationen und Beschlüsse des Deutschen Lehrervereins auch eine gewisse Zweispieltigkeit durchblicken lassen. Man will gern volksfreundlich und freiheitlich sein, aber man ist vorsichtig darauf bedacht, mit den volksfreundlichen und freiheitsliebenden Reden und Beschlüssen nicht über die durch das Beamtengefeß und durch die „allergetreueste“ liberale Opposition gezogenen Grenzen zu geraten.

In München wurden durch die beiden zur Verhandlung und Beschlussfassung stehenden Fragen zwei der wichtigsten zeitgenössischen Probleme unmittelbar berührt: die Frauenfrage und die religiöse Frage. Beide Fragen sind von den deutschen Volksschullehrern leider noch in völlig unzulänglicher Weise beantwortet worden.

Die Frauenfrage stand nicht in ihrem vollen Umfang zur Debatte, sondern in dem für die Lehrerschaft besonders wichtigen Abschnitt der Lehrerinnenfrage. Die Lehrer fühlen sich durch die ziemlich starke Zunahme der Lehrerinnen in Deutschland beengt, sie sehen in ihren weiblichen Kollegen, nicht ganz mit Unrecht, Lohnrücker. Auch auf dem Gebiet der Lehrtätigkeit wagt man die Frau mit weit geringeren Löhnen abzuweisen als sie der Mann erhält, obwohl auch dessen Befolgung eine höchst mangelhafte ist. Aber die Lehrer fordern nun nicht etwa ihre Kolleginnen auf, in den Deutschen Lehrerverein mit einzutreten und Schulter an Schulter mit den Kollegen bessere und außerdem gleichmäßige Befolgung zu erlangen, sondern sie sehen scheelfüchtig auf die besonders in den Städten von den anstellenden Behörden bevorzugte Lehrerin, konstruieren sich mit vieler Mühe und kunstvoller Rabulistik eine physische und psychische Minderwertigkeit der Lehrerin zusammen und suchen ihr dadurch ihre Weiterbeschäftigung im Lehrberuf zu erschweren. Es bedarf an dieser Stelle keines Wortes, wie rückschrittlich und kurzsichtig ein solches Vorgehen ist. Die Lehrer zeigen dadurch einmal, daß sie vom eigentlichen Wesen der Frauenfrage noch nichts begriffen haben, daß sie sich ferner aber auch über die Tendenzen der zukünftigen Erziehung nicht klar sind. In einer besseren Gesellschaftsordnung, in der Zeit des Sozialismus, wird man neben der Gleichstellung der Frau mit dem Manne und eben darum auch die gemeinsame Erziehung der Geschlechter einführen, die ebensowohl moralische wie soziale und pädagogische Vorteile bietet. Daraus ergibt sich auch ohne weiteres die Gleichstellung von Mann und Frau beim Werke der Jugend-erziehung. Für die Gegenwart hätten die Lehrer zum mindesten den Grundfals: gleiche Rechte, gleiche Pflichten aufstellen und den Kolleginnen zum gemeinsamen Kampfe brüderlich die Hand reichen sollen. Statt dessen haben sie an den Lehrerinnen kleinlich und spießbürgerlich-beschränkt herumgerummelt und sie außerdem durch Referat, Debatte und Geschäftsführung so kränkend behandelt, daß sich die anwesenden Lehrerinnen zum Gegenprotest erhoben und den Saal verließen.

In der religiösen Frage bewiesen die Lehrer in München die gleiche Kurzsichtigkeit. Zur Debatte stand die Simultanschule, die der Referent im spezifisch bayerischen Sinne warm empfahl, während ein Korreferent lebhaft für die Konfessions-schule eintrat. Bekanntlich wird durch das soeben durch das Herrenhaus passierte preussische Schulverfassungsgesetz die rückständige Konfessions-schule zur Regel eingesetzt, während die paar Simultanschulen in Preußen auf den Aussterbeetat gesetzt worden sind. Die Simultanschule ist zwar etwas vorteilhafter als die Konfessions-schule, aber ihre Vorzüge sind bei Licht betrachtet mehr eingebildeter Art. Jedenfalls ist die Schule in simultaner Form keineswegs von der Kirche frei, diese alte Widersacherin der freien Schule und der Volksschule hat auch bei den Simultanschulen ein gewichtiges und nicht unwichtiges Wortlein dreinzureden.

Darum sagte in München ein Bremer Lehrer kurzerhand: was Rabbi, was Mönch, sie sind alle beide nicht ganz gemachlos, weg mit beiden, wir wollen die nicht-christliche, die rein weltliche Schule, wir wollen die Abschaffung des Religionsunterrichts. Aber diese in den Anträgen und in der Haltung der Bremer und Hamburger Lehrer zum Ausdruck gekommene geradlinige Konsequenz und mutige Entschlossenheit fand bei dem maßgebenden

Teile der in München versammelten deutschen Volksschullehrer noch kein Echo. Wohl wurde dem bremischen Lehrer aus den Kreisen der zahlreich anwesenden jungen Lehrer stürmischer Beifall gezollt — und dieser Beifall läßt gute Aussichten für die Zukunft offen —, aber den älteren Lehrern, die das Groß der stimmberechtigten Delegierten bilden, wurde bei dem kühnen Angriff des Bremer Redners auf die Herrschaft der Kirche und des Christentums in der Schule angst und bange, und sie stimmten die klaren, folgerichtigen Leitsätze der Bremer und Hamburger zugunsten der verschwoommenen Simultanschulforderung mit großer Mehrheit nieder.

Aber die von den Bremern und Hamburgern in München gesprochenen Worte werden in den nächsten Wochen, Monaten und Jahren ein immer stärker werdendes Echo in den breitesten Lehrerkreisen finden, und sie werden dort eine wohlthätige Wirkung ausüben. Bei dem einen werden sie längst unter der Decke Schlummerndes zur raschen Reise bringen, bei einem anderen werden sie den Anstoß zum weiteren Nachdenken über diese wichtigen Dinge bilden, bei einem dritten werden sie erbitterten Widerstand wachrufen. Das eine ist für den Kampf und für den Fortschritt so gut wie das andere.

Können uns sonach für heute und für die nächste Zukunft die deutschen Volksschullehrer bei der Erörterung und der praktischen Zuangriffnahme des Erziehungsproblems wenig oder gar nicht von Nutzen sein, so wird doch früher oder später eine Zeit kommen, in der sie die bürgerlichen Eierstichen zerbrechen und Schulter an Schulter mit dem Proletariat, ihrem nächsten Bruder, für ein freies Volk und für eine freie Schule kämpfen.

H. Sch.

Henrik Ibsen.

(Schluß.)

An der unbezähmbaren Kraft seines Dranges nach Wahrheit, an der Unerbittlichkeit seiner Kritik ist Ibsen zum Empörer wider die Institutionen und Dogmen der bürgerlichen Ordnung herangewachsen, ist er zum Revolutionär geworden. Wohl ist es ihm nicht vergönnt gewesen, als solcher auf der festgegründeten dauernden Erde der sozialistischen Auffassung zu stehen. Die Wollen und Winde von Ideologien haben mit ihm ihr Spiel getrieben. Aber die Wucht seines Kampfes, sein unbeugsamer prometheischer Rebellentrost wie sein künstlerisches Genie haben ihm dessen ungeachtet den ersten Platz unter den Dichtern unserer Zeit erobert, in deren Werten revolutionäre Lebenskräfte kreisen und schäumen. Formen und Formeln dürfen über den revolutionären Geist und die revolutionäre Wirkung der Ibsenschen Kunst nicht täuschen. Die herrschenden Klassen haben allzeit die feinste Bitterung für das bewiesen, was ihre Herrschaft gefährdete. Nicht umsonst haben die verdamungswürdigen Ruhnießer der heutigen Gesellschaft mit samt ihren geistigen Lakaien Ibsen mit gefeindtem Haß verfolgt.

Jedoch nicht allein die Kritik eines revolutionären Kampfers ist es, die verbindende Fäden zwischen Ibsen und dem Proletariat spinnt. Das tut auch ein anderes charakteristisches Element seines Wesens und seiner Kunst, ein Element, das die organisch ergänzende Seite der revolutionären Kritik bildet. Es ist die inbrünstige Sehnsucht nach einer neuen Welt der Wahrheit, Schönheit und Freiheit, in deren seligen Gefilden Adelsmenschen wandeln, die, keinem anderen Gesetz untertan als dem des eigenen Willens, nur eine Schranke ihrer Lebensbetätigung kennen: das Recht aller. Ibsen hat nicht mit glühenden Farben in behaglicher Breite diese Welt ausgemalt. Er hob sein Herz nicht wortreich auf die Lippen, wenn es in heiligen Schauern folger Zukunftshoffnungen bebte. Tief unter dem weittragenden, weitglühenden Gletscherfelsen seiner Gesellschaftskritik loderte die vulkanische Blut seiner Welterneuerungsträume. Ihrer Sehnsucht Gewalt hat sich in Gestalten von großem Maß verkörpert, die bewußt als Pfadfinder und Bahnbrecher der Menschheit auf ihrer dornenreichen Wanderung vor-ausschreiten wollen. Sie treibt mit unwiderstehlicher Macht Brand, den Gelden und Märtyrern seines leidenschaftlichen Glaubens an die Mission, die Menschen aus den dumpfen Niederungen empor in reine, lichte Höhen zu führen; Brand, die Fleisch und Blut gewordene Überzeugung, daß jeder sich restlos und rücksichtslos seinem Ideal schuldet. Sie lebt in dem geist- und schönheitsdrankenen Julian, der sich um der Herrlichkeit seines geträumten Idealsreichs willen allein dem Hereinbrechen einer neuen düsteren

Welt entgegenwirft. Sie regt sich leise klagend noch in Persönlichkeiten, die schwächlich und krankhaft nicht mehr um Erhebung zu kämpfen vermögen, sondern nur mit dem Gedanken des Kampfes oder seinem Trugbild spielen können, und zwischen Verneinung und Trümmern läßt sie zarte Hoffnungen neuen Lebens sprießen. Es war vielleicht die Tragik in Ibsens Leben, auf alle Fälle sein Erbeil zeitlicher und nationaler Gebundenheit, daß seine revolutionäre Sehnsucht keinen sicheren geschichtlichen Grund unter den Füßen gewann und sich in die Wollen verlor. So war sein „Amt fragen, nicht Bescheid zu geben“. Er führte die Konflikte der suchenden, tastenden Seelen zu Katastrophen und nicht zu festverankerten Lösungen. Aber trotzdem weht nicht der Todeshauch müder Verzweiflung aus seinen Werken, vielmehr der hoffnungstarke Glaube an eine Zukunft befreiten Menschentums. Dieser Glaube rankt nicht an den Siegen der Helden und Heldinnen empor, er saugt seinen lebendigen Zauber aus der Sehnsucht nach Schönheit und Kraft des persönlichen Lebens, welche die Menschen auch noch inmitten des Schmutzes eines lügenhaften, der Fieber eines pathologischen Daseins emportreibt als Wollende und Ringende, Befräftigungen des uralten und doch ewig jungen Menschentraums, „den Göttern gleich zu sein“. Die Sehnsucht, welche den Kampf gebiert, und nicht die greifbare Frucht des Kampfes war für Ibsen das Unterpfand des unaufhaltbaren Aufstiegs der Menschheit.

In dieser Wertung begegnet er sich mit Lessing, welcher entgegen den fatt-tragen und selbstgerechten Erbpächtern „ewiger Wahrheiten“ das Suchen der Wahrheit über den Besitz der Wahrheit stellte. Sie hat seinen Zweifel gesund und stark erhalten, so daß er fruchtbar geworden ist. Sie hat ihm inmitten der Zerstörung und Fäulnis einer verfallenden Welt den Glauben unverfehrt bewahrt an ein kommendes drittes Reich, an den befreienden und beglückenden Triumph einer neuen Weltanschauung, welche die Leiber und Geister knechtende Herrschaft von „Kaiser und Galfäher“ überwindet. Langsam sah Ibsen im Schoße der Zeiten diese Weltanschauung heranreifen als Synthese der historischen lebensfähigen, geistig-sittlichen Werte, welche die Antike einerseits, das Christentum andererseits der persönlichen Lebensentfaltung und damit der Menschheitsentwicklung gebracht hat, aber doch in ihrer harmonischen Geschlossenheit ein Neues, von beiden wesensverschieden. Für ihren Sieg kämpfte er mit seiner Kunst, und wenn schon er in den Tagen des Alters immer üppiger einen rätselvollen Symbolismus um seine Gedankengänge wuchern ließ, so ist er doch dagegen gefeit geblieben, Richard Wagner gleich auf dem geraden Wege über Schopenhauerschen Pessimismus in das Dunkel eines christlichen Mytizismus zu flüchten.

Um seiner Sehnsucht und seines Glaubens willen ist Ibsen uns teuer geworden. Ist nicht der proletarische Klassenkampf die klassische historische Form des unsterblichen Verlangens der Menschheit, als entseffelter Prometheus zur Sonnenhöhe emporzusteigen, und wird er nicht von der zukunftsreichen Zuversicht getragen, daß er der Erfüllung dieses Sehns die Tore öffnet?

Aber so nahe auch in dieser Beziehung Ibsen dem kämpfenden Proletariat kam, er schritt dem gemeinsamen Ziele auf einsamen Pfaden zu, abseits von dem historischen Blachfelde, das unter dem Massenschritt der Arbeiterbataillone erdröhnt. Von den Säften der modernen Weltkultur genährt, war seine Persönlichkeit riesengroß über die Enge und Kleinlichkeit des heimatischen Milieus emporgewachsen, jedoch selbst ihre strogende, trohige Kraft hatte nicht völlig die Schranken zu brechen vermocht, die dieses ihrer Entwicklung gezogen. Der junge Ibsen lernte in Norwegen kein modernes Proletariat großer Stufenleiter kennen, dessen Klassenkämpfe wie reinigende Gewitter durch die Welt führen, und das in ihrem Wüten und Wettern eine neue Weltanschauung über die tosenden Wasser trug. Die geistige Atmosphäre, die er atmete, war durchtränkt mit einem Pietismus, der für alle sozialen Probleme und persönlichen Konflikte nur die eine Lösung predigte: die religiös-sittliche Wiedergeburt im Geiste, die Läuterung des inneren Lebens. Und der Jüngling, lange noch auch der Mann, blieb ein Einsamer, der sein Allerheiligstes, seine künstlerische Mission allein gegen eine Welt von Unverständnis und Feindseligkeit verteidigen mußte. So glitt Ibsens Blick über die geschichtlichen Notwendigkeiten hinweg, welche das Ringen für die Weltanschauung des dritten Reiches mit dem proletarischen Klassenkampf gegen die bürgerliche Ordnung zusammenschweißen und das Erlösungswort aus den Händen einzelner nehmen, um es der organisierten Aktion der Massen zu übertragen. Aus dem gährenden Chaos geistig-sittlicher Konflikte, losgelöst von der irdischen Schwere sozialer Kämpfe um die ökonomische und politische Macht, ließ der nordische Meister die neue Weltanschauung geboren werden, und als ihre Geburtsheifer rief er die starken und schönen Persönlichkeiten auf, die mit dem schöpferischen Zauber ihres eigenen Adelsmenschentums und Kraft der höchsten Anforderungen, die sie an sich selbst stellen, Adelsmenschen zu erziehen vermöchten. Darum war auch sein „Reich nicht von dieser Welt“, weniggleich er es im Gegenfatz zu Schiller nicht als ästhetisches Schattenspiel träumte, vielmehr als lebensvolle Wirklichkeit.

Allein, was Ibsen vom kämpfenden Proletariat trennt, bringt ihn doch nicht in einen unüberbrückbaren feindseligen Gegenfatz zu diesem. Der Sozialismus, um dessen Verwirklichung der Kampf geht, ist wahrlich mehr als bloß ein ökonomisches und politisches Programm. Er ist eine Weltanschauung, die weitspannendste und einheitlichste, welche die Geschichte bis heute kennt. Er schafft daher der Menschheit die reichsten objektiven und subjektiven Entwicklungsmöglichkeiten. Als Kind der Naturwissenschaften und Gesellschaftswissenschaften muß die sozialistische Weltanschauung

die Herrschaft Cäsars wie des Nazareners brechen. Das dritte Reich, das Ibsen geschaut, als seine revolutionäre Sehnsucht den höchsten Flug genommen, kann nur das Reich des Sozialismus sein. Die zwingende Logik innerer Zusammenhänge legte dem sorgfältigen Wäger seiner Worte die Erklärung auf die Lippen, daß er durch die Beobachtung von Menschencharakteren und Menschenschicksalen, „ohne es bewußt und unmittelbar erstrebt zu haben, zu dem gleichen Ergebnis gekommen sei, wie die sozialistischen Moralphilosophen durch wissenschaftliche Forschung“. Sie ließ dem kämpfenden Proletariat die meisten und heißesten Schlachten frommen, in denen er mit den Lebenslügen der bürgerlichen Gesellschaft rang.

Ibsen belud die Persönlichkeit mit vielen teuren Hoffnungen, nicht weil er die Massen verachtete, sondern weil er an ihre schlummernden Kräfte glaubte. Durch die geforderte höchste Entfaltung der Individualität wollte er die Aktion der Vielen nicht ausschalten, wohl aber fruchtbarer gestalten: der höhere geistig-sittliche Wert jedes einzelnen sollte die wirkende Macht der Gesamtheit steigern. Er moog daher die Stimmen und zählte sie nicht; höher als die feste Geschlossenheit einer Vielheit wertete er den Geist, der in ihr lebendig ist, und er überfah dabei, daß auch in den geschichtlichen Entwicklungsprozessen die Quantität in die Qualität umschlägt. Aber von dem Übersehen dieses Gesetzes bis zu einer individualitätsprohigen Abkehr von der Gesamtheit ist ein weiter Schritt, den Ibsen nie getan hat. Niessche stellte seinen Übermenschen — nebenbei bemerkt nicht der vollsaftige Sohn seiner eigenen Lenden — in eifige Einsamkeit, damit er mitteillos über die Menge herrsche. Ibsens Adelsmensch bleibt mitten unter dieser, damit er sie erziehe, nachdem er sich selbst in schmerzreichem Ringen geläutert und erzogen hat. Er will frei sein, nicht um zu herrschen, sondern um nicht beherrscht zu werden, weder von anderer Stärke, noch von der eigenen Schwäche. In seinem Werden und Wirken fühlt er sich mit dem Sein und Kämpfen der Masse verbunden. Das Recht freier Lebensbetätigung, das der Dichter für die Persönlichkeit heischt, ist der Anfang ihrer Pflichtenfüllung gegen andere. Nur wer selbst zu reifer Kraft herangewachsen ist, darf und kann diesen etwas sein. Die Treue gegen sich selbst ist daher das oberste Pflichtgebot der Persönlichkeit, welche unter den Geißelstößen innerer Nöte die Augen aufschlägt und an der Lösung der großen Zeitprobleme arbeiten will. In diesen Gedankengängen wurzelt Ibsens vielberufener „Individualismus“, innig verschmolzen mit einem gewissenstrengen, tatbereiten Altruismus. Und in diesem Zusammenhang konnte er 1885 im Verein der Drontheimer Arbeiter sagen — ohne an seiner Auffassung zu deuteln oder sich in Widerspruch mit ihr zu setzen —, daß er die wirkliche Freiheit von dem Vordringen eines Adels des Charakters, des Willens und der Gesinnung erwarte, der von den Arbeitern und den Frauen komme.

Es ist im Rahmen dieses Artikels nicht möglich, den ganzen Künstler Ibsen zu würdigen, der als Ebenbürtiger neben den größten Dramatikern aller Zeiten und Völker steht, und dessen Werk tiefe, nachhaltige Furchen in der gesamten zeitgenössischen Literatur gezogen hat. Wir behalten das einer späteren Arbeit vor, die an den bedeutendsten Schöpfungen Ibsenscher Kunst nachweisen soll, was wir jetzt nur flüchtig skizzieren konnten: ihren revolutionären und erzieherischen Gehalt. Ibsens Kunst scheuchte in den bürgerlichen Kreisen Gewissen vom Ruhepfühle träger Gedankenlosigkeit und stellte sie vor Probleme, welche den moralischen Lebenslügen der heutigen Gesellschaftsordnung den verhüllenden Schleier abreißen. Mit der Explosivkraft des Dynamits wirkte sie besonders in der bürgerlichen Intelligenz, welche die geistige Schutztruppe des Kapitalismus stellt. Sie trug damit Unruhe, Verwirrung, Zwiespalt und Empörung in die bürgerliche Welt und schwächte ihre Widerstandskraft gegen den Ansturm des Proletariats. Sie löste aber auch Proletarier aus dem Bann, den verlogene bürgerliche Ideologien um sie gesponnen. Sie schärfte den Blick für die Gebrechen und Verbrechen der bürgerlichen Ordnung und gab der Kritik und dem Haß gegen sie neue Nahrung. Und Ibsens Kunst schreitet durch die Zeit, eine hehre Erzieherin zur in sich gefestigten und reinen Persönlichkeit. Sie faßt mit ehernem Griffen den einzelnen und zwingt ihn, mit seiner Umwelt und seiner Innenwelt Abrechnung zu halten, Pflichten und Rechte gegeneinander abzuwägen. Sie stellt ihn Auge in Auge mit seinen Taten, mit seinem Wollen und Wünschen, mit seinen Leidenschaften und Träumen. Sie zieht unter der Schwelle seines Bewußtseins hervor, was er als Geheimnis vor sich selbst verbergen möchte, und sie läßt keine gestammelten Ausflüchte, keine fein ersonnenen Entschuldigungen gelten. „So bist du! was sollst du sein, und was kannst du sein?“ ruft sie ihm zu, bis er den Weg der Erhebung zu wandern oder wenigstens tastend zu suchen beginnt. Das Proletariat kann für seine Kämpfe und seine Siege am wenigsten der Persönlichkeit entraten, die das Recht der Selbstbehauptung mit der Pflicht der Selbstverleugnung vereint. Der erzieherische Wert der Ibsenschen Kunst für das Proletariat wird mit den steigenden Aufgaben des Emanzipationskampfes und dem ausblühenden Kulturleben der Massen wachsen. Ibsen, der Empörer, wird leben, solange es noch eine bürgerliche Gesellschaft gibt, Ibsen, der Künstler, der Erzieher wird deren Existenz überdauern.

Berichtigung. In dem Artikel über Henrik Ibsen in der vorigen Nummer muß es in der zweiten Spalte heißen meisterhaften Künstlerschaft und nicht „musterhaften Künstlerschaft“.

Aus der Jugendbewegung.

Nachdem man in den Spalten dieses Blattes ausführlich darüber diskutiert hat, auf welche Weise die Erziehung der Jugend zum Sozialismus am wirksamsten erfolgen könne, ist es wohl nicht unangebracht, eine kurze Übersicht über das zu geben, was die Proletarierjugend zum größten Teil aus eigener Kraft getan hat, um neue Kämpfer heranzubilden. Recht wenig ist bisher über die Tätigkeit der proletarischen Jugendorganisationen in die große Öffentlichkeit gekommen. Und doch verdient die Frage der Jugendorganisation gerade jetzt eifrigster Beachtung, wo die Klassenkämpfe sich verschärfen und Einzelzüge der großartigen Revolution in Ausland, wie die Potemkin-Affäre und anderes mehr, die Bedeutung einer Erfüllung des proletarischen Nachwuchses mit sozialistischem Geist scharf beleuchten. Die Klassenlage der proletarischen Jugend hat überall einen kleinen Teil derselben bereits mit Klassenbewußtsein erfüllt, und hier und dort haben die erwachsenen Genossen zu seiner Verstärkung und Ausbreitung ein gut Teil beigetragen.

International ist die Jugendbewegung. Entsprechend den politischen Zuständen der verschiedenen Länder hat sie jedoch die verschiedensten Formen angenommen. In unserem Nachbarstaat Österreich zählt die Jugendorganisation zurzeit über 3300 Mitglieder, trotzdem die Lehrlinge und Jugendlichen überhaupt kein Koalitionsrecht besitzen. Das Organ dieser Organisation, der „Jugendliche Arbeiter“, liefert den besten Beweis dafür, daß man sehr wohl und sehr wirksam die aus der Schule entlassene Jugend zum Sozialismus heranbilden kann. In fast allen größeren Städten des Landes wurden Protestversammlungen abgehalten gegen die beabsichtigte „Reform“ der Gewerbeordnung, die die Lage der Jugendlichen noch wesentlich verschlechtern sollte. Der Minister wurde durch eine Kommission davon unterrichtet, daß die Arbeiterjugend von den Bestrebungen der Zünftler nichts wissen will, daß sie aber eine Gewerbeschulereform verlangt. Gewerkschaftliche Arbeit im Verein mit politischer Aufklärung ist der richtige Weg, den die österreichische Jugendorganisation eingeschlagen hat. Für die tschechische Jugend Österreichs besteht eine besondere Organisation mit dem Hauptsitz in Prag, welche auf gleichem Boden steht wie die zuerst erwähnte. In Holland ist die Jugendorganisation der politischen Partei angegeschlossen und besitzt ebenfalls ihr eigenes Organ „De Zaaiër“ („Der Sämann“).

In Frankreich, Norwegen und Dänemark bestehen ebenfalls Jugendvereinigungen, die sich durchaus politisch und teilweise sehr stark antimilitaristisch betätigen. Den Kampf gegen den Militarismus führt auch der „Verein junger Sozialisten“ in Italien, dessen Mitglieder in der letzten Zeit wegen ihrer Betätigung ärgsten Verfolgungen ausgesetzt waren, so daß in Rom eine Volksversammlung gegen dieses Treiben der Regierung protestierte. Auch in Amerika bestehen seit kurzer Zeit einige Jugendorganisationen, die sich politisch und gewerkschaftlich betätigen. Die stärkste aller zurzeit bestehenden Jugendorganisationen ist die „Sozialistische Jugendgarde“ in Belgien, die bereits über 18000 Mitglieder zählt. Auch in dieser Vereinigung bildet die antimilitaristische Propaganda die Hauptarbeit.

In unserem lieben deutschen Vaterland zieht der Main auch eine Grenze in der Betätigung der Jugendvereine. In Süddeutschland, wo man zum Teil ein freieres Vereinsrecht besitzt, haben sich die Jugendvereine zu einem Verband zusammengeschlossen, der sein eigenes Organ besitzt: „Die junge Garde“. Der Verband kann seine Mitglieder auch politisch schulen. In Norddeutschland dagegen ist das Arbeitsfeld der Jugendorganisationen sehr eingeschränkt. Dazu kommt, daß Polizeiwilktür ihr möglichstes tut, der Jugend das Wirken innerhalb der engen Schranken ganz zu vereteln. O die Schlaumeier! Was wir der Jugend nicht sagen sollen, nämlich daß unser lieber Staat ein Klassenstaat ist, das wird ihr durch das Verhalten der Behörden praktisch gezeigt und eingebleut. Während sich unsere süddeutschen Jugendorganisationen hauptsächlich politisch betätigen, müssen die norddeutschen Vereine sich auf die rein gewerkschaftliche Wirksamkeit nebst sonstiger Aufklärungsarbeit beschränken. Aber auch hier ist die Garantie geboten, daß die Aufklärung im Sinne der modernen Arbeiterbewegung erfolgt, und gerade im Verein mit der gewerkschaftlichen Betätigung ist sie besonders wirksam. Wenn man die Jugend in Arbeiterbildungvereinen sammeln will, so werden immer nur wenige besonders Bildungslustige treu zur Fahne halten; wenn man aber der Jugend ihre elende Lage vor Augen führt, die lange Arbeitszeit, die schlechte Entlohnung, die ungenügende Schulung, die Erschwerung, ja die Unmöglichkeit geistiger Weiterbildung usw., so strömt uns die Jugend zu und wird von Begeisterung erfüllt für das Bestreben nach Verbesserung ihrer Lage. Die Jugend lernt den Organisationsgedanken begreifen, lernt die Macht des Wissens erkennen. Das Wachstum der Berliner Organisation, die zurzeit über 1000 Mitglieder zählt, ist wohl ein guter Beweis für eine den Verhältnissen in Preußen entsprechende, richtig angewandte Taktik. Sache der erfahrenen Parteigenossen und Genossen ist es, auch in diesen neutralen Jugendorganisationen den sozialistischen Geist wachzuhalten und zu pflegen und dadurch für einen gesunden Nachwuchs von Klassenkämpfern zu sorgen. Möge die erwachsene Arbeiterchaft mehr als bisher der Jugendbewegung Beachtung schenken und dadurch mithelfen, ein starkes Gegengewicht zu schaffen gegen die pflätsche Verdrummung in den Jünglings- und Jungfrauenvereinen, gegen die Hurraerziehung der Volksschule und die „vaterländische Erziehung“ in den Pflicht- und Bildungsschulen.

Fritz Maschke, Berlin.

Die Frage der Mutterschaftsversicherung in Italien.

Als im März des Jahres 1902 endlich auch Italien sein, wenn auch recht bescheidenes, Arbeiterinnenschutzgesetz erhielt, fühlte sich der damalige Minister Carcano, der Schöpfer des Gesetzesentwurfes, bewogen, darin noch eine besondere Bestimmung zum Schutz der Wöchnerinnen zu erlassen. Er begründete dies damit, daß unter den italienischen Arbeiterinnen „die Gepflogenheit“ bestehe, „fast direkt nach der Entbindung, zum ersten Schaden ihrer selbst und ihrer Nachkommenschaft, zur Arbeit zurückzukehren“. Die Erkenntnis des Herrn Ministers reichte offenbar nicht so weit, um diese „merkwürdige Gewohnheit“ der Arbeiterinnen bis auf ihren wahren Ursprung zurückzuführen, nämlich auf die elende wirtschaftliche Lage, die ihnen selbst die anderthalb Lire, welche sie täglich aus der Fabrik nach Hause bringen, unentbehrlicher erscheinen läßt als ihre und ihres Kindes Gesundheit. Genosse Tullio Rossi Doria, Professor für Frauenkrankheiten in Rom, zieht zu diesem ministeriellen Auspruch eine treffliche Parallele aus dem Schullesebuch seines Töchterchens, in welchem er den Satz entdeckt hat: „Die bevorzugte Speise des Landarbeiters ist die oft ohne Salz gekochte Polenta.“ Ebenso wie mit dieser erzwungenen Liebhaberei des Landarbeiters für die Polenta steht es mit der „Marotte“ der Proletariermütter, die das Geräusch der Maschinen in der Fabrik der wohlthuenden Ruhe des Wochenbettes vorziehen. Nun wollte der Gesetzesentwurf der Regierung diese „Marotte“ durch folgendes Verbot bekämpfen:

Art. 6. „Wöchnerinnen können bei der Arbeit nicht beschäftigt werden, falls nicht 28 Tage nach der Geburt verfloßen sind, ausnahmsweise auch früher als zu diesem Termin; aber in keinem Fall eher als nach mindestens 14 Tagen, wenn aus einem Zertifikat des Gesundheitsamtes derjenigen Gemeinde, in welcher sie ihren gewöhnlichen Wohnsitz haben, hervorgeht, daß ihr Gesundheitszustand es ihnen gestattet, ohne Schaden die Arbeit zu verrichten, mit der sie sich beschäftigen wollen.“ Er verzichtete darauf, der Arbeiterinnen in irgendwelcher Weise Ersatz für den Verdienstausschlag vorzusehen, der durch die erzwungene Ruhezeit entstehen mußte.

Anderer der von der sozialistischen Kammerfraktion eingebrachte, von Filippo Turati und Anna Kulischoff verfaßte Entwurf. So bescheiden auch er in seinen Forderungen zum Schutz der jungen Arbeitermütter war, so faßte er doch immerhin das Problem ernsthaft ins Auge, die Schwangeren und die Wöchnerinnen den verderblichen Einwirkungen der Fabrikarbeit auf ihre und ihres Kindes Gesundheit zu entziehen, ohne sie deshalb doch dem nicht weniger schädlichen Übel des Hungers preiszugeben. Er wollte nicht nur die Schonfrist auf mindestens 12 Wochen, 6 vor und 6 nach der Entbindung, ausgedehnt wissen, sondern er forderte in einem ergänzenden Artikel (8) auch die Gründung einer Mutterschaftskasse, welche der unfreiwillig Feiernden wenigstens für drei Viertel ihres sonstigen Arbeitsverdienstes Ersatz schaffen sollte. Die hierfür nötigen Kapitalien wollte der Entwurf aufgebracht wissen durch eine obligatorische Versicherung aller Arbeiterinnen, zu welcher hauptsächlich die Unternehmer, zu einem kleineren Teil jedoch auch die ersteren selbst Beiträge leisten sollten; durch staatliche Zuschüsse und durch die Überweisung aller Strafgeelder, die für Übertretungen des Frauenschutzgesetzes von Seiten der Fabrikanten entrichtet werden mußten.¹

Aber selbst diese nur auf das allernotdürftigste Maß beschränkte Forderung, welche allein imstande gewesen wäre, den toten Buchstaben des Gesetzes zu beleben und seine tatsächliche Erfüllung zu gewährleisten, fiel mit fast allen übrigen Verbesserungsvorschlägen unserer Genossen bei der Beratung des Gesetzes in der italienischen Kammer. Auch das begeisterte Eintreten des republikanischen Deputierten Professor Angelo Celli für die Mutterschaftsversicherung konnte der Forderung der Sozialisten nicht zum Siege verhelfen. In der entscheidenden Kammerstimmung brach dieser in die Worte aus: „Wie wollen Sie denn die armen Frauen zwingen, zwei oder drei Wochen lang nach der Entbindung von der Arbeit fern zu bleiben, wenn Sie ihnen gerade in jener Zeit, wo sie ein besonders starkes Bedürfnis haben, besser zu leben und sich besser zu nähren, nichts zum Lebensunterhalt geben? Ich möchte den Fabrikanten sehen, der den Mut haben wird, in dieser Beziehung das Gesetz einzuhalten, und den armen

Frauen so eine Strafe aufzuerlegen, durch welche die Mutterschaft, die für jede andere eine Freude ist, für sie zum Mätyrertum wird und zwar nicht nur in körperlicher, sondern auch in geistiger Beziehung!“ Aber er fand kein Echo bei der Majorität. Direkt nach der Annahme des Arbeiterinnenschutzgesetzes in der Fassung des Kommissionsentwurfes setzte von neuem eine Propaganda der Gewerkschaften und der Sozialisten für den Mutterschaftsschutz ein. Das einzige Zugeständnis aber, das sie der Kammer abzurufen vermochte, war eine platonische Resolution, welche den Minister rat ersuchte, ein besonderes Gesetz zur Errichtung „einer oder mehrerer“ Mutterschaftskassen einzubringen.²

Inzwischen ist das Arbeiterinnenschutzgesetz in Kraft getreten, und die Praxis, die seine Unzulänglichkeit, nicht zum wenigsten in bezug auf den Mutterschutz, tagtäglich neu erweist, hat dafür Sorge getragen, das Verlangen nach einer obligatorischen Mutterschaftsversicherung wachzuhalten. Sie soll den Proletariermüttern, die, wie Ada Negri singt,

„... das kleine Wejen Müde, hungernd und voll Furcht im Schoße tragen,“ wenigstens einen winzigen Bruchteil der Sorge und ruhigen Pflege verschaffen, mit denen die besser gestellten Frauen während der Entbindungszeit in so reichem Maße umgeben werden. Die Forderung eines wirksamen Mutterschaftsschutzes mußte um so eindringlicher erhoben werden, als gerade auf diesem Gebiete die Unzulänglichkeit privater Initiative, auf welcher Basis sie auch immer beruhen mochte, klar zutage getreten ist.

Die Summen, welche die wohltätigen Stiftungen mit mehr oder weniger stark religiöser Färbung, die sogenannten „Opere Pie“ (fromme Werke), aufwenden, um den Proletariermüttern die schwere Zeit der Niederkunft zu erleichtern und sie mit ihren Kindern vor dem Hunger zu schützen, nehmen sich ganz besonders mager aus, zumal wenn man sie zum Beispiel mit denjenigen vergleicht, die für rein kirchliche Zwecke verausgabt werden. Aus den Berechnungen, welche Genosse Dr. Giulio Casalini in seiner sehr gut orientierenden Artikelserie über die Frage der Mutterschaftsversicherung in der „Critica Sociale“ anstellt, ergibt sich für alle in Italien dem Mutterschutz bestimmten „frommen“ Stiftungen ein Gesamtvermögen von 5 1/2 Millionen, während sich dasjenige der rein kirchlichen Stiftungen auf 29 Millionen beläuft!³ (Schluß folgt.)

Vom Elend der Arbeiterinnen in der Konservenindustrie.

Dem Elend der Heimarbeiter im Thüringer Wald, im Erzgebirge und Culmgebirge reiht sich in trauriger Ebenbürtigkeit die jämmerliche Lage der Konservenarbeiter und -arbeiterinnen im Herzogtum Braunschweig an. Das erhellt aus den statistischen Angaben darüber, welche eine Denkschrift enthält, die der Fabrikarbeiterverband, Verwaltungsstelle Braunschweig, herausgegeben und dem Reichstag übermittelt hat.

Die Frucht- und Gemüsekonservenindustrie beschäftigt in Deutschland etwa 18 000 Personen, 9500 davon entfallen allein auf das Herzogtum Braunschweig, einen Hauptstich der Gemüsekonservierung. Weit über zwei Drittel der Beschäftigten sind Frauen und Mädchen. Die „Gleichheit“ hat wiederholt schon berichtet, daß die Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen der Braunschweiger Konservenindustrie an Verbesseerungsbedürftigkeit ihresgleichen suchen. Die erwähnte Denkschrift bestätigt das vollauf. Sie zeichnet mit trockenen statistischen Daten ein erschütterndes und empörendes Bild des Arbeiterinnenelends. Nachfolgend gebe ich einige Proben davon. Den Reford geradezu gemeinschädlicher Arbeitsbedingungen schlagen die Heimarbeiterinnen.

Über Beginn und Ende der täglichen Arbeitszeit der Heimarbeiterinnen berichten 366 Fragebogen.

Zanach beginnen morgens:	hören abends resp. nachts auf:
3 Uhr 54 Arbeiterinnen	6 Uhr 5 Arbeiterinnen
4 „ 56 „	7 „ 19 „
5 „ 172 „	8 „ 13 „
6 „ 40 „	9 „ 24 „
7 „ 18 „	10 „ 117 „
8 „ 18 „	11 „ 169 „
9 „ 8 „	12 „ 14 „
	1 „ 2 „

67 Fragebogen melden, daß abends, wenn der Familienvater oder erwachsene Kinder von der Arbeit heimkehren, auch sie beim Spargelschälen, Bohnenabziehen und -brechen mittätig sind. Nach 67 Fragebogen müssen 139 Kinder im Alter von 7 bis 14 Jahren in der Heimarbeit helfend tätig sein, um den Verdienst der Mütter zu vermehren.

Und wie sieht es mit dem Verdienst aus, der in solch endloser Arbeitspein erzielt wird? Die Höhe der verdienten durchschnittlichen Wochenlöhne gaben 101 Heimarbeiterinnen mit 7 M. an, 129 mit 8 M., 99 mit 9 M., 66 mit 9 bis 18 M. Viele der befragten Heimarbeiterinnen klagten dar-

über, daß die Akkordlöhne für Heimarbeit noch niedriger als für Fabrikarbeit seien. Die betreffenden Konservenfabrikanten erklärten, daß sei ganz in Ordnung, denn die Fabrikarbeiterinnen müßten die Beiträge für Unfall-, Kranken- und Invalidenversicherung zahlen, während die Heimarbeiterinnen durch keine Versicherung „belastet“ würden. Die Wohnungsverhältnisse der Heimarbeiterinnen sind im allgemeinen erbärmlich. Zu unserem Leidwesen war es nicht möglich, den Flächen- und Luftvolumenraum der einzelnen Wohnungen festzustellen, jedoch die Anzahl der Räume der Wohnungen und den Mietpreis. 249 Heimarbeiterinnen bewohnten mit ihren Familien drei Räume (Mietpreis 178 M.), 101 zwei Räume (Mietpreis 101 M.). Küche und Schlafzimmer sind dabei mit eingerechnet. Nur 86 von 402 Heimarbeiterinnen bewohnten mit Kindern und Familienangehörigen mehr als drei Räume.

Daß angesichts der gekennzeichneten Verhältnisse Krankheiten häufig sind, kann nicht wundernehmen. Von den 402 Heimarbeiterinnen waren im Laufe der letzten drei Jahre 262 krank gewesen, und zwar 134 an Spargel-, Morchel- und Bohnenkrätze und Hautentzündungen, 24 an Brust- und Rippenfellentzündung, 14 an Blutarmut und Bleichsucht, 12 an Influenza, 38 an Lungenentzündung und nicht näher bezeichneten Lungenkrankheiten, je 9 an Frauenkrankheiten, Nervenkrankheiten und Blutvergiftung, 3 an Rheumatismus, 12 an diversen Krankheiten. Sehr in die Augen fallend ist die hohe Zahl der Erkrankungen an Spargelkrätze, welche echt und recht eine Berufskrankheit der Konservenarbeiterinnen ist. Es dürfte für das Konserven verpeisende Publikum nicht appetitregend sein, an der Spargel- und Bohnenkrätze Erkrankte in ihrem engen, unvermeidlicher Weise oft unsauberen Heim an der Arbeit zu sehen. Durch geordnetere Arbeitsverhältnisse in hygienisch einwandfreien Räumen könnte die Erkrankungsgefahr beseitigt oder doch beträchtlich vermindert werden.

Neben ausgedehntester Heimarbeit ist auch die Gefängnisarbeit in der Konservenindustrie zu finden. In den einzelnen Zellen des braunschweigischen Kennelberggefängnisses ist im verfloßenen Jahre von morgens bis abends spät für die Hoflieferantenfirma Koch gearbeitet worden. Ein appetitlicher Gedanke, daß in nächster Nachbarschaft von Klosett und Strohmattre Konserven hergestellt werden.

Was die Arbeitsbedingungen der Fabrikarbeiterinnen anbelangt, so schreien sie ebenfalls nach einem Wandel zum Besseren. Trotz der gesetzlichen Vorschriften und Bundesratsverordnungen dehnt das Unternehmertum schamlos die Zeit aus, in der es in seinen Betrieben Frauen und Mädchen ausbeutet. Die Nacht- und Sonntagsarbeit, welche in Übertretung von Gesetz und Verordnungen geleistet werden mußte, nahm einen solchen Umfang an, daß die Gewerkschaft zu sorgfältigen Nachforschungen darüber veranlaßt wurde.

Von den befragten 72 männlichen und 52 weiblichen Fabrikarbeitern hatten eine durchschnittliche tägliche Arbeitszeit, inklusive Überzeitarbeit:

von 9—10 Stunden	14 Arbeiter	und 9 Arbeiterinnen
„ 11—12 „	15 „	22 „
„ 12—14 „	21 „	19 „
„ 14—16 „	17 „	1 „
„ 16—18 „	8 „	1 „
„ 18—22 „	2 „	— „

Diese Tagesarbeitszeiten sind vom Mai bis Oktober 1905 geleistet worden und dürften ein ziemlich zuverlässiges Bild von den hier üblichen Arbeitszeiten geben. Einzelne besonders trasse Fälle erschienen mir, dem Bearbeiter der Umfrage, fast unglaublich, und ich ging sofort daran, mir einwandfreies Beweismaterial zu verschaffen. Ich erhielt es in Akkord- und Stundenlohnbüchern, welche sämtlich die Eintragungen und Stempel der betreffenden Konservenfabrikanten tragen. Ich führe einiges davon an.

Auszug aus dem Lohnbuch der Arbeiterin Kr., beschäftigt in der Konservenfabrik L., Braunschweig: Während 13 Wochen sind 1083 Arbeitsstunden geleistet worden. Innerhalb dieser Zeit war Befragte wegen allgemeiner Schwäche erwerbsunfähig krank, so daß sie in 84 Tagen 1083 Stunden gearbeitet hat. Dies entspricht einer täglichen Arbeitszeit von 12,9 Stunden, die sich jedoch noch ganz erheblich verlängert, da die Arbeiterin an mehreren Tagen im Interesse ihrer fünf Kinder im Haushalt tätig sein mußte, also zeitweilig in der Fabrik nicht anwesend sein konnte. Das Lohnbuch verzeichnet während der einzelnen Wochen folgende Arbeitszeiten: 90 1/2, 93 1/2, 78 1/2, 93, 73, 92 1/2, 77, 71, 63, 108 1/2, 57, 73, 78 Stunden usw. An sechs aufeinander folgenden Sonntagen wurde gearbeitet: 10, 12 1/2, 12 1/2, 13 1/2, 14, 15 Stunden, und zwar von morgens 6 Uhr ab bis nachts, nur unterbrochen von kurzen Mittagspausen, und bekümmert um die Vormittagskirchzeit. So sieht das „Christentum“ der Herren Unternehmer aus! Die Arbeiterin erzielte einen Verdienst von wöchentlich 13,41 M. Ihr Ehemann verdiente in einem anderen Beruf pro Woche 16,50 M. Die zwingenden Gründe dafür, daß die Frau sich dieser unmenschlichen Arbeitsleistung unterzieht, sind leicht faßlich — zahlreiche Familie, niedriger Lohn.

Auszug aus dem Lohnbuch des Arbeiters W., beschäftigt in der Konservenfabrik G.: Für sechs Wochen verzeichnet das Lohnbuch 589 Arbeitsstunden, viermal ist Tag und Nacht durch gearbeitet worden, das eine Mal in einer Tour von 32, das andere Mal von 28 Stunden. Der Wochenverdienst schwankte in diesem Falle von 16 bis 27,25 M. Lohnbuchabschriften und Auszüge ähnlichen Inhaltes könnten noch 37 hier aufgeführt werden, leider gestattet das nicht der Raum.

Neben der Not, welche die niedrigen Löhne der Familienväter in den Arbeiterhaushaltungen hervorruft, sind auch die

¹ Über dieses Gesetz vgl. Robert Michels: „Der Kampf um das Arbeiterinnenschutzgesetz in Italien“. „Gleichheit“ XII., Nr. 9, vom 23. April 1902.

² Tullio Rossi Doria: „Medicina Sociale e Socialismo“, Luigi Mongini edit., Roma 1904, S. 221. Der large Verdienst des italienischen Landarbeiters gestattet ihm tatsächlich oft wochenlang keine andere Speise als die Polenta, einen steifen Brei aus Maismehl, an dem häufig aus Sparfüßlerücksichten selbst das zu seiner Verdaulichkeit unentbehrliche Salz fortgelassen werden muß. (Das Kilogramm des größten Salzes kostet in Italien 30 Centesimi gleich 24 Pf.)

³ „Per una legge sul lavoro delle donne e dei fanciulli.“ Notizie e documenti. Unione Femminile, Milano 1902, S. 48.

⁴ Per una legge etc. p. 51. — Die erste Vorkämpferin für die Mutterschaftskassen in Italien ist die bekannte bürgerliche Frauenrechtlerin Paulina Schiff in Mailand, welche bereits auf dem 1895 in Mailand stattfindenden „Congresso sugli Infortuni del Lavoro“ (Kongress für Arbeitsunfälle) die Notwendigkeit dieser Einrichtung hervorhob, ohne damals bei den Arbeitervertretern auf Gegenliebe zu stoßen. (Per una legge etc. S. 27.) Der Kongress der Arbeitstammern von 1900 in Mailand formuliert zum erstenmal in seiner Resolution die Forderung einer Mutterschaftsunterstützung (im Betrage der Hälfte des Arbeitslohnes. Per una legge S. 40).

¹ A. Cabrini, A. Celli, P. Chiesa, L. Majno, „La difesa della vita. Per le donne e per i fanciulli. Discorsi e testo di legge sul lavoro delle donne e dei fanciulli.“ Roma 1902, Libreria Socialista Italiana. S. 14.

² Enrico Scodnit, „L'istituzione di casse per la maternità in Italia. Rapporto presentato al Congresso internazionale degli infortuni del lavoro e delle assicurazioni sociali di Düsseldorf.“ Problemi del Lavoro I, No. 5, S. 200.

³ Ada Negri, „Maternità“, S. 22.

⁴ Giulio Casalini, „La cassa di maternità. II. L'assistenza libera della maternità.“ Critica Sociale XIV, No. 12, Milano, 16. giugno 1904, S. 183.

Arbeitsordnungsbestimmungen der Konservenfabrikanten Faktoren, die zu langer Arbeitszeit treiben. So befragt zum Beispiel die am 1. Mai 1908 herausgegebene Arbeitsordnung der Konservenfabrik des Spargel- und Gemüsehauvereins, G. m. b. H. zu Braunschweig, in § 4, daß, wer Sonntags- oder Überzeitarbeit verweigert, mit Lohnabzug bis zu der Höhe eines Tagesverdienstes bestraft wird. Dieselbe Arbeitsordnung hat in ihren 15 Paragraphen allein 8, welche nur Strafbestimmungen enthalten. Die Verwendung der Straf-gelder bestimmt die Fabrikleitung, welche dieselben als Gratifikationen verteilen will.

Die gesetzlichen Bestimmungen wie die Verordnungen des Bundesrats, die Arbeitszeit betreffend, sind jahrelang offen und dauernd übertreten worden. Da griff schließlich die Organisation zum Schutze der Arbeiterinnen und Arbeiter ein. Im September 1905 wurde durch die Leitung des Fabrikarbeiterverbandes zu Braunschweig die Vornahme einer eingehenden Enquete in die Wege geleitet, welche die Grundlage für Eingaben an die höchsten Reichsbehörden liefern sollte. Das sozialdemokratische Organ veröffentlichte eine Reihe sehr scharfer Artikel über die einschlägige Mißwirtschaft. Daraufhin befand sich das braunschweigische Staatsministerium auf seine Pflicht. Es teilte endlich durch die Handelskammer den Fabrikanten mit, daß in Zukunft den Arbeiterschutzbestimmungen mehr Rechnung getragen werden müsse. Warum haben Staatsministerium und aufsichtsführende Behörden nicht schon früher eingegriffen, da es ihnen doch bekannt war, daß die Übertretungen oft und andauernd begangen wurden? Warum? Je nun, der Charakter des Klassenstaats gibt eine unzweideutige Antwort auf die Frage.

Den Fabrikanten genügte jedoch die beleuchtete Ausbeutungsfreiheit noch nicht. Sie verlangten durch die Handelskammer vom Bundesrat, während der Kampagnen Frauen von morgens 1/5 Uhr bis nachts 12 Uhr beschäftigen zu dürfen. Mit anderen Worten: sie forderten einen neunzehneinhalbstündigen Arbeitstag. 19 1/2 Stunden in der Fabrik fronden, dazu noch zweimal den Weg zwischen Heim und Arbeitsstätte zurücklegen: man rechne nach, was den Arbeiterinnen an Zeit für Ruhe, Erholung, Erfüllung von Familienpflichten bleibt! Die Zumutung der Fabrikanten bedeutet eine Dreifachigkeit und Gewissenlosigkeit ohnegleichen.

Gegen das schamlose Ansinnen wendet sich die Denkschrift der Arbeiterorganisation. Die organisierten Arbeiter und Arbeiterinnen verlangen, daß der kapitalistische Profit ihrer Ausbeuter nicht über ihr Menschenrecht gestellt wird. Sie wollen verhindern, daß das Geschrei der Fabrikanten nach einer weiteren Verlängerung der Arbeitszeit beim Bundesrat williges Gehör findet. Aber damit allein ist es noch nicht getan, nicht nur eine Verschlechterung der Arbeitsbedingungen muß zurückgeschlagen werden, es gilt Verbesserungen herbeizuführen. Die organisierten Arbeiter und Arbeiterinnen verlangen darum in ihrer Eingabe, daß der Bundesrat endlich die Verordnung aufhebt, welche den Konservenfabrikanten eine tägliche 13stündige Ausbeutung der Arbeiterinnen gestattet. Bei einer Maximalarbeitszeit von 11 Stunden täglich kann den Anforderungen der Kampagne genügt werden, vollkommene technische Einrichtungen in den Betrieben und ausreichende Entlohnung des Arbeitspersonals vorausgesetzt. Die Denkschrift fordert ferner das Verbot der Gefängnisarbeit in der Konservenindustrie, ein Verbot, daß sich durch hygienische Gründe allein schon vollauf rechtfertigt. — Ob wohl die ausschlaggebenden Gewalten Verständnis für die wohlbegründeten Forderungen betätigen werden? Nach dem Geiste, welcher die deutsche Sozialpolitik im allgemeinen beherrscht, und den Erfahrungen der Arbeiterschaft in der Konservenindustrie kann man billig daran zweifeln. Weil dem aber so ist, erwächst den Arbeiterinnen und Arbeitern um so dringlicher die Pflicht, mittels der Selbsthilfe, durch die gewerkschaftliche Organisation und den politischen Kampf auf die Beseitigung der himmelschreienden Zustände bedacht zu sein. Wer sich selbst hilft, dem helfen bekanntlich die Götter. Es ist hohe Zeit, daß dies auch die Arbeiterinnen und Arbeiter der Konservenindustrie erkennen.

Robert Rippmann.

Zur Entflavung der Diensthöten.

„Gleiches Recht für alle, auch für die Mägde,“ so schreibt ein katholischer Pfarrer, dessen neuestes Buch ich soeben gelesen habe. Allerdings ist der Herr Dr. S. Hansjakob, der Pfarrer zu St. Martin in Freiburg (Baden), ein ganz außerordentlicher Priester, ein Menschenfreund und demokratischer Schwärmer. In seinem neuesten Reisebuch „Sonnige Tage“ erzählt er uns auch von einer Bauernmagd im Oberpfälzischen eine kurze Geschichte. Hansjakob hat diese aus dem Munde eines pfarrerlichen Kollegen als authentische Mitteilung erhalten.

Bei einem Krankenbesuch auf dem Bauerngut benützte früher einmal der katholische Geistliche dieses Sprengels die Gelegenheit, mit der Magd des Bauern ein Examen anzustellen, die ihm wegen einer „Belanntschaft“ verdächtigt worden war.

Die Magd hörte der Moralpredigt des Pfarrers ohne jede Erregung zu und machte, als sie zu Ende war, nach einem kurzen frommen Gruß ein rasches Rechtsumkehrt. Da stand der verblüffte Pfarrer allein in der Stube. —

Dazu bemerkt Pfarrer Hansjakob, dem das resolute Mädel jetzt vorgestellt wurde, recht originell:

„Sie gab dem Pastor die Lehre, daß Herzensangelegenheiten eines Mägdleins den Pfarrer nichts angehen und sie, die Oberpfälzerin, sich das Recht vorbehalte, ohne Genehmigung des Pfarrers über ihr Herz zu verfügen.“

Daß sie heute wieder lähn in die Stube trat, trotzdem sie zwei Pfarrer drinnen wußte, macht ihrem Mute doppelte Ehre.

Wenn eine Prinzessin eine Belanntschaft anfängt, wagt es kein Hofgeistlicher, sie darüber zu interpellieren, und wenn ein Stadtgänschen sich verliebt, sagt kein Stadtpfarrer was, und auch die Dorfpfarrer schweigen, wenn die Tochter eines Dorfmannen einen Burschen gerne sieht. Darum soll auch die Magd unbeschrieben bleiben, wenn die Liebe sie anstößt.

Gleiches Recht für alle, auch für die Mägde, und dies um so mehr, als die Liebe in den unteren Regionen meist aufrichtiger und ernster ist als in den oberen.

Die wahre Liebe, sagt ein Schriftsteller, ist wie das Meer, wie die Büste, mehr ernst und melancholisch als lustig. Und so ging auch aus den hellblauen Augen des Mägdleins in Rittendorf ein Zug der Schwermut.

Sind dies nicht goldene Worte aus einem Priestermund? Es spricht aber mehr der Demokrat als der Kleriker aus dem berühmten Volkschriftsteller, der seine Heimat in der alten Freischärlerstadt Haslach im badischen Kinzigthal hat.

Wie es zur Zeit, als S. Hansjakob geboren wurde, — vor etwa 70 Jahren —, in dem konstitutionellen, liberalen Lande Baden mit dem Diensthöten-Recht aussah, darüber belehrt uns folgender Auszug aus einer Polizei-Verordnung:

Der § 1 bestimmt, daß die in einen Dienst tretenden Personen binnen 24 Stunden auf der Stadtkanzlei zur Ausfertigung eines „Miethscheins“ persönlich sich einzufinden haben. § 2 legt den „Fremden“ die Pflicht auf, sich erst durch einen „Heimathschein“ auszuweisen. § 3 verjagt beim Dienstwechsel die Ausfertigung des obligatorischen Miethscheines, wenn der Diensthöte nicht seine „Entlassung von der vorigen Herrschaft vorweist“. § 4 bestraft die Unterlassung obiger Vorschriften mit Gefängnis; die „Fremden“ werden ausgewiesen. § 5 bestimmt eine Strafe von drei Reichsthalern für die Dienstherrschaft, welche solche miethscheinlosen Diensthöten einstellt, und macht sie „für die der Stadt dadurch zukommenden Lasten verantwortlich“. § 6 belegt die Unterlassung der innerhalb 24 Stunden anzumeldenden Entlassung mit 1 Reichsthaler Strafe. § 7 verpflichtet außerdienstliche Personen dazu, „auf der Kanzlei eigene Duldungsscheine nachzusuchen, falls sie außer Dienst sich in der Stadt aufhalten wollen“. § 8. Ein außer Dienst befindlicher Diensthöte, der sich nicht vom Tage seines Dienstaustritts meldet, wird mit Gefängnisstrafe belegt, und wenn er fremd ist, ausgewiesen. § 9. Wer einen Diensthöten außer Dienst bei sich beherbergt, ohne durch einen städtischen Duldungsschein dazu berechtigt zu sein, verfällt in eine Strafe von 3 Reichsthalern. § 10. Fremde schwangere Mägde werden dahier nicht geduldet, sondern in ihre Heimat verwiesen. § 11. Wer schwangere Mägde ohne Anzeige aufnimmt oder verheimlicht, verfällt in eine Strafe von 3 Reichsthalern und wird für alle der Stadt dadurch zukommende Lasten verantwortlich.

Die Bezeichnungen Miethscheine, Duldungsscheine kennzeichnen die Arbeiter und Arbeiterinnen der Haushaltungen und landwirtschaftlichen Hausbetriebe als Waren respektive als recht- und heimatlose Sklaven, die zumeist Freiheitsstrafe trifft, während die im eigenen Interesse das Gesetz verletzenden Herrschaften mit der gelinden Buße eines Reichsthaler-Verlustes davonkommen.

Die den Herrschaften aufzuerlegenden Geldstrafen sind genau bestimmt, während der Willkür des Stadtpaschas überlassen blieb, die Hausklaven nach Herzenslust der Polizei lange oder kurze Zeit einzusperrern.

Diese barbarische Disziplin ist der Ausfluß christlichen, katholischen Geistes. Es waren fromme Stadtväter, welche die entsprechende Behandlung der Diensthöten für eine menschenwürdige hielten. Und der Geist, der die Verordnung geboren, ist heute noch lebendig. Er muß durch die Organisation der Diensthöten niedergedrungen werden. A.

Aus der Bewegung.

Von der Agitation. In Köln und Umgegend ist in letzter Zeit unter den Proletarierinnen eine lebhaftere Agitation entfaltet worden, welche auch unserer Frauenzeitung zugute gekommen ist. Bei der Maiseier gewannen die Genossinnen in Köln außer neuen Mitgliedern für den Frauenbildungsverein 20, in Köln-Rodenkirchen 5 Leserinnen für die „Gleichheit“. Auf dem Kommerz, der gelegentlich des Verbandstages des Deutschen Holzarbeiterverbandes in Köln stattfand, warb Genossin Müller 22 Abonnenten und 15 Mitglieder für die Frauenorganisation.

In Kalk, Lindenthal und Braunsfeld veranstalteten die sozialdemokratischen Vereine Versammlungen, welche die Frauen aufrüttelten und sie mit Interesse für den proletarischen Befreiungskampf erfüllen sollten. Für den Verein Kalk referierte Genosse Müller über „Bildungsmittel des Proletariats“. Die Versammlung folgte dem Vortrag mit großer Aufmerksamkeit und übertrug Genossin Haasbach, Kalk, Hubertusstraße 43, das Amt der Vertrauensperson, welches Genossin Hoffmann wegen Überlastung niedergelegt hatte. In Lindenthal und Braunsfeld behandelte Genossin Wolf das Thema: „Wie können die Frauen die Organisation der Männer unterstützen?“ Dem Referat folgte in beiden Versammlungen eine lebhaftere Diskussion, an welcher sich in Lindenthal Genosse Behrens und Genossin Püh beteiligten. Die letztere hatte mit Unterstützung einer Genossin vor Stattfinden der Versammlung in dem Orte eine zweimalige Hausagitation für die „Gleichheit“ unternommen, deren Resultat 35 neue Abonnentinnen waren. Um die Bewegung, die so verheißungsvoll begonnen hatte, nicht im Sande verlaufen zu lassen, wurde in der Versammlung Genossin Müller, Köln-Lindenthal, Bachemerstraße 180, als

Vertrauensperson aufgestellt. In Braunsfeld machten in der Debatte Genossin Püh und Genossin Wolf den Frauen die Bedeutung des Wahlrechts klar und empfahlen ihnen die „Gleichheit“ zum eifrigen Studium. Trozdem der Versammlung nur wenige Frauen bewohnten, meldeten sich 8 Abonnentinnen. Für das noch durch und durch schwarze Braunsfeld ist das ein guter Anfang. Er läßt hoffen, daß die Bemühungen der Kreisvertrauensperson die proletarischen Frauen des Orts durch Hausagitation allmählich für uns zu gewinnen, mit Erfolg gekrönt sein werden. Frau Püh.

Im dem Kampfe, den die Buchbindereibesitzer in Berlin, Leipzig und Stuttgart ihrer Arbeiterschaft aufzuzwingen haben, nehmen erfreulicherweise auch die Arbeiterinnen regen Anteil. So waren denn die Versammlungen, die am Freitag vor Pfingsten in Leipzig stattfanden, sämtlich überfüllt und besonders von Arbeiterinnen stark besucht. Es trifft dies sowohl für die Versammlungen am Tage zu, die in den Drei Mühren, der Grünen Schenke und dem Pantheon abgehalten wurden, als auch auf die Abendversammlung in Sanssouci, der über 3000 Personen bewohnten. Die Unterzeichnete behandelte in den Tagesversammlungen „Ursachen, Stand und voraussichtliche Erfolge des Kampfes“, in der Abendversammlung die „Arbeiterkämpfe der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung des Kampfes im Buchbindergewerbe“. Indem der Buchbinderverband die Zeit des Kampfes benutzte, um den Gedanken der Solidarität unter den Mitgliedern zu festigen und zu häften, sichert er nicht nur den Sieg im gegenwärtigen Kampfe, sondern bereitet auch künftige Erfolge vor. Luise Zieg.

In Nürnberg tagten in letzter Zeit verschiedentlich Versammlungen, welche bezweckten, die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterinnen zu vermehren. Der Holzarbeiterverband berief drei Versammlungen ein, eine für die Arbeiter und Arbeiterinnen der Pinsel- und zwei für die der Bleistiftfabrikation. Letzgenannte Arbeiterkategorie befand sich damals bei der Firma Schwanhäuser im Ausstand, welcher mittlerweile zu ihren Gunsten beendet worden ist. Die Organisationen der Schuhmacher, der Schneider und Schneiderinnen, der Handlungsgelhilfen und -gelhilfinnen, der Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen und der Diensthöten hielten je zwei Versammlungen ab, der Portefeullierverband eine. Von den beiden Versammlungen, in welchen die Unterzeichnete für den Handels- und Transportarbeiterverband referierte, war eine für die Zeitungsausgeberinnen des „Generalanzeigers“ bestimmt, welche im Streik um eine Lohnerhöhung stehen, über den wir an anderer Stelle ausführlich berichten. Zur Förderung der Agitation, die gegenwärtig unter den Gastwirtsgehilfen und -gelhilfinnen betrieben wird, fanden wieder acht gutbesuchte Versammlungen für die Kellner und zwei für die Kellnerinnen statt, in welchen man Stellung zu den Mißständen nahm, die in der Bayerischen Jubiläums-Vandesaustellung herrschen. — Auch außerhalb Nürnbergs ist man bemüht, die Arbeiterinnen gewerkschaftlich zu organisieren, so in Neustadt a. d. B. die Glasarbeiterinnen, in Lauf und Rothenburg o. d. T. die Fabrikarbeiterinnen. In Landsbut arrangierte das Gewerkschaftskartell eine Versammlung, welche von Genossinnen geleitet wurde; den Vorsitz führte Genossin Gastein. Weitere Versammlungen fanden statt in München und Augsburg für die Schuhmacher, in Roth a. S. für die Textilarbeiter und in Fürth für die Glasarbeiter und -arbeiterinnen, welche zurzeit im Kampfe stehen. In Röhrenbach bei Schweinau veranstaltete die Partei eine Versammlung, in welcher die Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen der weltberühmten Bleistiftfabrik Faber in großer Zahl vertreten waren und ein ergreifendes Bild ihres Glends verkroften. Es wurde ihnen besonders ans Herz gelegt, sich durch die Organisation höhere Löhne zu erringen, damit die Kinder nicht mehr der Leib und Geist verwüstenden Fron der Heimarbeit verfallen.

Helene Gränderg.

In Schiffel (S. Schleswig-Holsteinischer Reichstagswahlkreis) fand Ende Mai eine öffentliche, gut besuchte Frauenversammlung statt. Dem Referat der Genossin Zieg über „Die Frau als Kampfgewinn“ folgten die Anwesenden mit großer Aufmerksamkeit. Den Proletarierinnen Schiffels haben die Verhältnisse schon lange gelehrt, daß der Kampf ums Dasein das Märchen des Nur-Hausmütterchenseins der Frau zerstört hat. Sie müssen zum großen Teile für den Unterhalt der Familie in der Fabrik schaffen. Und so verstanden sie auch die Mahnung der Referentin, Kampfgewinn des Mannes zu werden zur Erringung eines menschenwürdigeren Lohes. Die Versammlung wählte zur Leitung der Agitation unter den Frauen eine Vertrauensperson, Genossin Blume. Die Zahl der „Gleichheit“-Leserinnen wurde durch die neugewonnenen 37 Abonnentinnen auf 50 gesteigert. In Schiffel ist mit der Versammlung der Anfang zu einer proletarischen Frauenbewegung gemacht worden. Hoffen wir, daß Genossin Blume mit Unterstützung der leitenden Genossen zum Nutzen unserer Bewegung wirkt. Linchen Baumann.

Politische Rundschau.

Die Ebbezeit der russischen Revolution naht ihrem Ende. Die Flut steigt wieder und unterspült die morschen Wälle der Reaktion. Die Duma hat ihre Probe einigermaßen bestanden, soweit es auf die Vertretung der konstitutionellen Forderungen ankommt. Die Frechheit der reaktionären Regierungssippe war zu groß, als daß eine Volksvertretung, die einigermaßen auf Selbstachtung hält, nicht umhin konnte, die schärfste Opposition zu betätigen. In ihrer Jugend Maienblüte und getragen von einer revolutionären Volk-

stimmung ist aber jede Volksvertretung oppositionell gegenüber einer beschränkten und tückischen Bureaucratie. Im Jahre 1848 gebärdete sich sogar die Vertretung des deutschen Bürgertums radikal. Aber der Spiritus war bald verfliegen, es blieb bald nur noch das schwammige Phlegma des Philistertums, dessen Zersezungsprodukte in Gestalt der Nationalliberalen Partei heutzutage die politische Atmosphäre Deutschlands verpesten. Der russische Liberalismus wird erst noch durch Taten zu beweisen haben, ob er aus anderem Holze geschnitten ist. Vorläufig reden die russischen Duma-Mitglieder nur, sie reden und reden, als ob die langaufgespeicherte Redeflut mit verdoppelter Wucht hervorprudelte. Aber immer ernster und drohender verlangen die Bauernvertreter, verlangen vor allem die wenigen sozialistisch gerichteten Arbeitervertreter, daß die Duma zu positiven Beschlüssen fortschreite, durch die das schaurige Bureaucratentum völlig gebrochen werden kann.

Die reaktionäre Hof- und Junkerclique — man hat sie in Rußland im Anklang an ein reaktionäres Blutgericht aus der Zeit der englischen Stuarts die Sternkammer getauft — spielt offenbar das Abwartungsspiel, das im Jahre 1848 bis 1849 dem Schranzen- und Junkergeringel am preussischen Hofe so trefflich glückte. Sie lassen die Duma sich abreden und präparieren einen Vernichtungsschlag gegen sie für den Augenblick, wo sie sich durch irgend eine Zümmlichkeit in den Augen des Volkes diskreditiert und sich die Unterstützung der revolutionären Machtfaktoren verweigert hat. Sehr bedenklich ist es schon, daß die ausschlaggebende Partei der Duma, die Kadetten, allerhand arbeitersindlichen Gelüsten unerschöpfen freien Lauf gelassen hat, indem sie sich bereit erklärte, drakonischen Strafbestimmungen gegen die revolutionäre Arbeiterbewegung ihre Zustimmung zu geben. Trotzdem haben unsere russischen Genossen recht getan, ihre Ausgabe jetzt nicht in der Belämpfung der Duma, sondern in der Vorwärtstreibung ihrer oppositionellen Elemente zu erblicken. Schon sind auch in allen Schichten des Volkes wieder revolutionäre Zudungen wahrnehmbar. Bauernunruhen werden nicht nur aus den Ostseeprovinzen, sondern schon aus den großrussischen Bezirken gemeldet. Auch Truppen meutern wieder. Die alten Empörungsherde Sewastopol und Kronstadt beweisen, daß die Traditionen des Knjas Potemkin noch nicht erloschen sind unter den Marinestruppen. Die Freude unserer eigenen Reaktionäre, daß das revolutionäre Feuer in Rußland verpufft sei, war zu früh. Die alten Unterdrückungsmittel, die die Sternkammer anwendet, die administrativen Verschöndlungen, die Judenhehen durch polizeilich angeführte Huligans, können nur die Erbitterung des Volkes steigern und den Zusammenbruch der grauenhaften Zarenbespotie beschleunigen.

Auch in Oesterreich steigt wieder die Flut. Hüßlos pendelt die habsburgische Dynastie hin und her zwischen den einander widersprechenden Ansprüchen der ungarischen und der österreichischen Ausbeutercliquen. Als der Monarch sich den Ungarn einmal wieder in unwürdiger Weise zum Nachteil der Oesterreicher gefügig zeigte, wollte der frischgebuckene Ministerpräsident, ein Prinz aus der internationalen Beamtenfamilie der Hohenlohes, nicht mehr mitmischen. Die Parteien des österreichischen Reichsrats begehrten zwar auch mächtig auf. Sie nahmen den Ministerwechsel jedoch zum erwünschten Vorwand, die Wahlreform, das heißt die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes an Stelle des perfiden Zünftsystems zu vereiteln. Unsere österreichischen Genossen sind jedoch auf dem Posten. Bei dem ersten Anzeichen der Verschleppungstaktik haben sie Vorbereitungen zu einem Massenstreik getroffen, der zunächst als Kostprobe ein dreitägiges Vorspiel in Wien haben soll, wenn die Mehrheit des Reichsrats nicht alsbald Gewähr leistet, daß sie bereit ist, ihrer Pflicht einer Durchberatung der unvermeidlichen Wahlreform zu genügen. Die Vorgänge in Oesterreich werden mit gespanntester Aufmerksamkeit besonders in Deutschland verfolgt werden. Sie können uns eine heilsame Lehre liefern für das, was wir hierzulande zu tun haben, um unsere Bewegung wieder einmal einen gehörigen Ruck vorwärts zu bringen.

Denn auch in Deutschland spielt die Reaktion mit dem Feuer. Ein bezeichnender Vorgang hat sich aus der Stellungnahme des Reichstags gegen mehrere Kolonialvorhaben ergeben. Abgelehnt ward unter anderem die Wästenbahn von Kubub nach Keetmanshoop, die der puzige Bramarbas aus Südwesafrika, Oberst v. Deimling, durch jäbeltrassende Drohungen mit dem absoluten Regiment zu ertrogen gesucht hatte. Jetzt taucht in der kolonialfanatischen Presse die ernsthaft gemeinte Behauptung auf, die Regierung werde die Bahn nunmehr einfach als Kriegsbahn bauen, also die Kosten nachher einfach im Kampf mit sonstigen wirklichen Kriegskosten zusammen verrechnen. Das wäre eine geradezu schmähliche Umgehung des Budgetrechtes des Reichstags. Gegen einen Reichskanzler, gegen eine Regierung, die sich das erlauben würde, wären die schärfsten Repressalien notwendig. Käme es dazu, daß die Bülowclique es wagt, dem Reichstag und dem Volke einen solchen Schlag ins Gesicht zu verfehen, so würde die Sozialdemokratie verlangen, daß nunmehr die Parteien, die mit ihr die Bahn abgelehnt haben, ihr auch zur Seite bleiben in den Kämpfen, die daraus resultieren. Dann wird das deutsche Volk eine treffliche Gelegenheit haben, zu prüfen, auf welche Parteien es sich verlassen kann, und auf welche nicht. Die Sozialdemokratie wird jedenfalls die Kraftprobe bestehen. G. L.

Gewerkschaftliche Rundschau.

Nachdem die Metallindustriellen zum Rückmarsch in dem Kampfe geblasen haben, in dem der Metall-

arbeiterverband blühte und gedieh wie nie zuvor, treten als besonders beachtenswert die Kämpfe der Buchbinder und der Lithographen und Steindrucker in dem Situationsbild hervor. Bei beiden ist nämlich das Gewerbe im ganzen Reiche in Mitleidenschaft gezogen. Zu der Aussperrung der Arbeiter und Arbeiterinnen in den Buchbindereien, von der wir in voriger Nummer berichteten, ist nachzutragen, daß der Tarif von seiten der Unternehmer nun auch offiziell gekündigt worden ist. Daraufhin haben die Arbeiter ihre Forderungen eingereicht. Hierbei sind die Interessen der Arbeiterinnen in der anerkanntesten Weise gewahrt worden, mit welcher der Buchbinderverband die Interessen seiner weiblichen Mitglieder vertritt.

Daß durch den Streik und die Aussperrung im Stein- druckgewerbe neben den Hilfsarbeitern auch Hilfs- arbeiterinnen in Mitleidenschaft gezogen werden, ist nicht ausgeschlossen, direkt dürften jedoch Arbeiterinnen kaum an ihm beteiligt sein. Trotzdem scheint es geboten, daß wir uns an dieser Stelle mit dem Kampfe beschäftigen. Er ist von einem Vorgang begleitet worden, der in der Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung einzig dasteht. Die Arbeiter im Lithographie- und Steindruckgewerbe konnten sich mit den Unternehmern nicht über den Abschluß eines Tarifvertrags einigen und reichten daraufhin in einigen Städten ihre Forderungen ein. Die Antwort war die Aussperrung, von der 3640 Personen betroffen wurden, etwa ein Fünftel der Verbandsmitglieder. Der Ausgang der Aussperrung konnte kaum zweifelhaft sein, da etwa 90 Prozent der im Gewerbe beschäftigten Arbeiter organisiert sind, und Streikbrecher somit nicht da waren. Da trat etwas Unerwartetes, Unerhörtes ein. Der Verband der Lithographen und Steindrucker hatte sich vor noch nicht langer Zeit mit einer für die Arbeiterschaft des Gewerbes bestehenden Vereinigung verbunden, dem Senesfelderbund, der keine Kampfesorganisation, sondern eine Unterstützungsvereinigung ist. Die Kassenbestände beider Organisationen wurden natürlich zusammengelegt. 31 der dem Senesfelderbunde angehörenden Mitglieder hielten die Verschmelzung für gesetzlich unstatthaft und fühlten sich durch die Vereinigung der gewerkschaftlichen Organisation mit dem Unterstützungsverein in ihren Ansprüchen an den letzteren geschädigt. Das Landgericht zu Frankfurt a. M. entschied zugunsten dieser Musterexemplare von Arbeitern. Auf die eingelegte Revision hin wurde das Urteil von dem Oberlandesgericht bestätigt. Dieses ordnete in der Folge die Sperrung von 300 000 M. der Gewerkschaftskasse an, damit diese Summe nicht zur Unterstützung des gegenwärtigen Streiks verwendet werden könne. Welcher Schlag diese Maßregel für die kämpfenden war, liegt auf der Hand. Der Organisation wurden dadurch die Hände gebunden. Man setzte nun eine Kommission zur Führung des Kampfes ein, und die Opferwilligkeit der nicht- ausgesperrten Verbandsmitglieder wie der anderen Gewerkschaftsorganisationen hat die Unterstützung der kämpfenden gesichert. Nachträglich ist den 31 das Bewußtsein ihrer „kollegialen“ Tat ausgeblüht. Sie haben in einem Flugblatt erklärt, daß sie die Tragweite ihrer Klage nicht vorausgesehen hätten und die Kasse freigeben würden. Sie werden jedoch kaum die Aufhebung der Sperre über die Gewerkschaftskasse erreichen, da das Gericht ihrem entsprechenden Wunsch schwerlich stattgeben dürfte. Selbst wenn aufrichtige Neue und nicht andere Motive die Wandlung der 31 verursacht hat, bleibt ihre Handlungsweise verabscheuungswürdig und fordert die schärfste Brandmarkung heraus.

In der Zigarettenindustrie wirft die Banderolensteuer ihre Schatten bereits voraus. Die kurze Spannezeit bis zum Inkrafttreten derselben am 1. Juli benutzen die Fabrikanten zu riesenhafter Überproduktion. Es werden daher geradezu ungeheuerliche Anforderungen an die Arbeiterinnen gestellt. Diese müssen überstunden, Heimarbeit nach Fabrikabschluß und Sonntagsarbeit leisten. Viele der Zigarettenarbeiterinnen sind schwächliche Frauen, die durch die Überanstrengungen schweren gesundheitlichen Schädigungen ausgesetzt werden. Damit nicht genug. Auf die Überproduktion wird nach dem Inkrafttreten der Steuer eine Zeit der Flaue mit erschreckender Arbeitslosigkeit folgen. Die Tabakarbeiterchaft hat das schon einmal 1879 erfahren, als nach der Steuererhöhung 15 000 Arbeiter und Arbeiterinnen drohtlos wurden. Was kümmert das die herrschende Klasse! Mit vollem Recht schreibt der „Tabakarbeiter“: „Der Kapitalismus schreiet über Leichen, wenn es den Profit gilt.“

Ein neues Stück schändlichen Verrats der Arbeiterinneninteressen und des Hasses gegen die Gewerkschaft liegt seitens „Christlicher“ vor. Durch die Heimarbeitsausstellung war die Aufmerksamkeit auf die entsetzlich niedrigen Löhne der Schirmnäherinnen gelenkt worden. Der Zentralverband der Schirmarbeiter ging mit Eifer daran, die Näherinnen zu organisieren. Seine Bemühungen blieben nicht fruchtlos. Die Folge davon war, daß die Arbeiter und Arbeiterinnen eine Lohnherhöhung forderten. Da erschien der Christliche Gewerksverein der Heimarbeiterinnen auf der Bildfläche und schloß mit den Fabrikanten einen Tarifvertrag ab, der als Ausdruck echt christlicher Demut eine Zulage von 5 Pf. pro Duzend Schirme vorsah. Der Vorsitzende des Zentralverbandes erhielt keinen Zutritt zu der Versammlung, welche Stellung zu dem Bettelsternvertrag nahm, und weibliche Verbandsmitglieder, welche darin gegen den Abschluß desselben monierten, wurden von den christlichen Damen „schnatternde Gänse“ geschimpft. Denot gegen die Ausbeuter, unverschämt und dumm gegen die Ausbeuteten, das ist die Lösung! Wie lange wird es noch Arbeiterinnen geben, die slavendemütig und einseitiglos genug sind, sich nachführen zu lassen von sozialpolitischen Sakaienseelen der Kapitalistenklasse, welche die Religion mißbrauchen, um die Geschäfte ihrer Herren zu besorgen. #

Notizenteil.

Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen.

Die harte Ausbeutung der Fabrikarbeiterinnen in Kirtdorf bei Homburg v. d. Höhe verdient öffentlich gebrandmarkt zu werden. Die circa 100 Arbeiterinnen sind zumeist in Nudelfabriken beschäftigt. Tagaus tagein stehen sie 11 bis 11 1/2 Stunden in schwerer Fron, die „ihnen durch eine unglaublich rohe Behandlung“ versüßt wird. Der Lohn schwankt zwischen 90 Pf. und 1,50 M., jedoch erreichen nur wenige Beneidenswerte den Höchstsatz. Ein raffiniertes System von Strafen, welche auf das geringste Vergehen gegen die Fabrikordnung gesetzt sind, schmälert den großen Verdienst bedeutend. Die Lebensmittel aber sind so teuer wie in Frankfurt. Der Bettelverdienst, von dem noch die Beiträge für Krankenkasse und Invalidenversicherung in Abzug kommen, reicht daher kaum hin, das nackte Leben der Arbeiterinnen zu fristen. Die Verhältnisse verschlechtern sich mit jedem Jahr und schreien nach Abhilfe. Man sollte meinen, daß sie die Ausbeuteten zur Erkenntnis ihrer Lage bringen müßten. Trotzdem ist es fast unmöglich, an die Arbeiterinnen aufläuternd heranzukommen. Sie stehen ganz unter dem Einfluß der Geistlichkeit, die sie mit rührender Gewissenhaftigkeit von allem fernzubalten sucht, was das Bewußtsein ihrer Menschenwürde und damit das Verlangen nach einer Bessergestaltung ihres Lebens wecken könnte. Die Verührung mit den gefürchteten „Koten“ ist es besonders, vor der die Geistlichen ihre Schäflein zu bewahren streben. Die Furcht vor diesen, die ihnen selber in den Knochen steckt, läßt sie auch den Arbeiterinnen ein. Als vor anderthalb Jahren in Kirtdorf eine Versammlung für Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen einberufen wurde, malten die Diener der Kirche den Frauen ein so furchtbares Bild der „Geher“ an die Wand, daß nicht eine einzige wagte, in die Versammlung zu gehen. Es ist dringend notwendig, daß Wandel geschaffen wird. Die Arbeiterinnen müssen dem Einfluß der Geistlichkeit entzogen und ihren Gewerkschaften zugeführt, müssen politisch aufgeklärt werden. Schulter an Schulter mit ihren ausgebeuteten Brüdern müssen sie sich eine bessere Existenz erringen und die Zentrumshegemonie zerstören helfen, welche in Kirtdorf zu Ruin und Frommen des ausgebeuteten Selbstes besteht. m. r.

Frauenstimmrecht.

Das Frauenwahlrecht als ein Zeugnis hoher kultureller Entwicklung hat der russische Generalgouverneur in einer Ansprache gefeiert, welche er am 31. Mai beim Empfang der Mitglieder des außerordentlichen Landtags im kaiserlichen Palast zu Helsingfors hielt. Die Gewährung des Wahlrechtes an die Frauen, sagte er, sei ein Beweis für die hohe Stufe der geistigen und sozialen Entwicklung des Landes, die das Ansehen der Gattin und Mutter im öffentlichen Bewußtsein auf die gebührende Stufe gehoben hätte. Diese Äußerungen sollten sich manche deutsche „Staatsmänner“ hinter die Ohren schreiben, denn sie preisen wohl die „heilige Stellung“ der Frau in der Familie, halten aber an dem alten Vorurteil fest, daß das Weib im politischen Leben auf einer Stufe mit Lehrlingen, Geisteskranken und bürgerlichen Erlosen stehen müsse.

Die Einführung des Frauenwahlrechtes im Staate Oregon ist durch Volksabstimmung beschlossen worden.

Verschiedenes.

Ein Streik der Zeitungsträgerinnen spielt sich gegenwärtig in Nürnberg ab. Der „Generalanzeiger“, ein bürgerliches Blatt, beschäftigt circa 100 Trägerinnen, die ausnahmslos ihre Kinder vom sechsten Jahre an mit zur Arbeit heranziehen. Dieser Umstand läßt schon auf die Karglichkeit der Bezahlung schließen. Die Trägerinnen erhalten denn auch pro Abonnement und Monat nur 8 Pf., wovon aber noch Strafen mannigfaltigster Art in Abzug kommen. Für welchen hehren Zweck die Strafgebühren verwendet werden, ist unbekannt. Zu der schlechten Entlohnung gesellt sich eine erbärmliche Behandlung. Der Zeitungsausgeber Kohl tyrannisiert mit allen erdenklichen Schikanen die Frauen, wenn sie sich seinen Launen nicht fügen. Statt sich zu bessern, verschlimmerten sich die Zustände noch. Darin schließlich den Frauen die Geduld. Sie versuchten zunächst die Lohnverhältnisse ein wenig zu heben und reichten zu diesem Zwecke bei der Geschäftsleitung eine Bittschrift ein, in welcher sie um eine Erhöhung ihrer Bezahlung auf 9 Pf. pro Abonnement und Monat einliefen. Der Glaube an das gute Herz ihrer Arbeitgeber sollte ihnen jedoch bald genommen werden. Ihr Schreiben blieb unbeantwortet, und als der Geschäftsführer, Herr Spundel, höflich um eine Meinungsäußerung über das Gesuch gebeten wurde, hieß es, es werde nichts bewilligt. Zu guter Letzt wurden die Trägerinnen entlassen, welche im Verdacht standen, die „Nudelführerinnen“ gewesen zu sein. In der Folge erklärten sich 40 Austrägerinnen mit den Entlassenen solidarisch, und der „Generalanzeiger“ konnte nicht ausgetragen werden. Das brutale Vorgehen der Geschäftsleitung hatte die Trägerinnen zum Bewußtsein ihrer Lage geweckt und führte sie auf den richtigen Weg, den der Organisation: sie schlossen sich samt und sonders dem Transportarbeiterverband an. Wie auch der Kampf enden mag, er hat bereits mit dem gewerkschaftlichen Zusammenschluß der Zeitungsträgerinnen einen wichtigen Vorteil gebracht. Die Pflicht der Neuorganisierten ist es, unermüdet für den Verband zu wirken und ihm alle noch fernstehenden Schwestern der Arbeit zuzuführen. Die Organisation verleiht die Macht, eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen zu ertrogen. Helene Grünberg.

In der Campagna.

Von Gabriel d'Annunzio.

Mittag. Die Straße streckt sich in die Weite
Gerade fort, breit, flimmernd weiß.
Verbrannte Stoppeln lahl zu jeder Seite,
Nicht eine Pflanze ... gelb die Luft, glühheiß ...
Kein Laut und keine Stimme stört die faule
Stückglut; die Brunst das Feld versengt.
Die Stückglut steht. Rings Schweigen starr. Dem Gaule
Im trägen Trott die Zunge hängt.
Dort aber auf dem Feld gebückt, gekrochen
Gibt's Mannschaft, schwißt ihr Blut und läßt ihr Hirn
Von der erbarmungslosen Sonne kochen ...
Kein Wasser da für Gaum und Stirn.
Kein Bissen Brot! Die Unglücksel'gen graben
Den Karst ein, hart die Scholle bricht.
Erloschen Aug's, die nie geleuchtet haben,
Schaum sie sich an. Sie klagen nicht.
Wie wenn ein böser Dämon, Qual zu zeugen,
Sie martere mit solchem Strafgericht
Auf ewig ... ewig ... Zu der Furche beugen
Den Nacken sie. Sie klagen nicht.
Grabt, Söhne! Mitleid gibt es nicht. Grabt, Söhne!
Bis eure Arme playen, euch ersticht
Des Fiebers Wut mit graufigem Gestöhne ...
Grabt, Söhne! Ruhe gibt es nicht.

Die alte Isergil.

Von Maxim Gorki.

(Fortsetzung.)

Bei Warschau, hieß es, sollte er sein, in einem Walde.
Wie ich aber hinkam, da erfuhr ich, daß eure Leute sie
schon geschlagen hatten, und daß er in Gefangenschaft
war, nahe bei in einem Dorfe.

Jetzt werde ich ihn nicht mehr sehen, dacht' ich so
bei mir. Und ich sehnte mich doch so sehr, ihn zu sehen!
Ich sann nach, wie ich's erreichen könnte, verkleidete
mich als Bettlerin, stellte mich lahm und ging, das
Gesicht verbunden, nach jenem Dorfe, in dem er ge-
fangen gehalten wurde. Überall Kosaken und Soldaten
— teuer kam mich mein Verweilen dort zu stehen!
Endlich erfuhr ich, wo die Polen saßen — und sah:
recht schwer war's, dahin zu gelangen. Aber ich mußte
doch nun mal hin, und so schlich ich mich zur Nachtzeit
nach dem Ort, wo sie waren. Durch den Garten schlich
ich zwischen den Beeten hin und sehe: ein Wachtposten
steht mir gerade im Wege ... Und schon hört' ich, wie
die Polen laut sprachen und ein Lied sangen ... Ein
Lied zur Mutter Gottes war's ... und er, mein Arkadef,
sang auch mit. Bitter ward mir zumute, als ich daran
dachte, wie sie früher hinter mir her geschlichen waren ...
und wie jetzt die Zeit gekommen war, daß ich einem
Manne am Boden hin schlangengleich nachfroh, und
vielleicht gar dem Tode entgegetroch ...

Schon hatte der Wachtposten mich bemerkt — was
blieb mir da zu tun? Ich richtete mich auf und ging
gerade auf ihn zu ... Nicht mal ein Messer hatt' ich,
noch sonst was — außer meinen Händen und meiner
Zunge. Schade, dacht' ich, daß ich nicht wenigstens ein
Messer habe! ... „Wart, du ...“ flüsterte ich leise — er
aber, der Soldat, seht mir schon sein Bajonett an die
Gurgel. Und ich flüsterte wieder: „Stich nicht zu, wart
noch! Hast du eine Seele, so höre ... Ich kann dir
nichts geben, ich kann nur bitten ...“ Er läßt das
Gewehr sinken und sagt gleichfalls flüsternd zu mir:
„Nach, daß du fortkommst, Alte ... was willst du hier?“
Ich sagte ihm, daß mein Sohn da gefangen sitze ...
„Begreiffst du, Soldat: mein Sohn! Bist doch selbst einer
Mutter Sohn, was? Nun, siehst du, solch einen Sohn,
wie du bist, hab' auch ich — und der ist hier! Laß
mich ihn nur sehen, vielleicht stirbt er bald ... vielleicht
wirft auch du morgen getötet ... Dann wird deine
Mutter um dich weinen, was? ... Und schwer wird's
dir sein, zu sterben, ohne daß du sie noch mal gesehen
hast. Siehst du, so schwer wird's jetzt meinem Sohne ...
Hab' doch Mitleid mit dir, und mit ihm, und mit mir,
der Mutter!“ ...

Wie hab' ich ihm zugeredet, immer und immer wieder!
Ein Regen ging nieder und durchnäßte uns beide. Der
Wind heulte und tobte und stieß mich bald in den Rücken,
bald vor die Brust. Ich stand und schwankte hin und
her vor diesem Soldaten mit dem steinernen Herzen ...
Er sagte immer nur „Nein!“ — und jedesmal, wenn
er dieses kalte Wort hervorstieß, befehlte mich nur noch
heißer der Wunsch, meinen Arkadef zu sehen ... Ich
sprach und maß dabei den Soldaten mit den Augen —
er war klein und mager und hustete in einem fort. Und
mit einemmal fiel ich vor ihm nieder und umfaßte seine
Knie, und während ich immer noch leidenschaftlich auf
ihn einrede, bring' ich ihn zu Falle. In eine Kotpfütze
fiel er — ich aber drehte ihn blitzschnell mit dem Gesicht
zur Erde und drückte sein Gesicht fest in die Pfütze, daß
er nicht schreien konnte. Er schrie auch nicht, sondern
zappelte nur und wand sich immerzu, um sich von mir

zu befreien. Ich aber presste mit beiden Händen sein
Gesicht immer tiefer in den Schmutz. Endlich ging ihm
der Atem aus ...

Ich stürzte nach dem Speicher, in dem die Polen
sangen. „Arkadef!“ rief ich durch einen Spalt in der
Wand. Sie haben keine Ohren, diese Polen ... und
wie sie mich hörten, ließen sie gleich ihr Singen. Jetzt
sah ich seine Augen — sie waren gerade auf die meinigen
gerichtet. „Kannst du hier herauskommen?“ fragt' ich.
— „Ja, durch den Estrich,“ sagt' er. — „Nun, so komm!“
Und es krochen ihrer vier Mann unter dem Speicher
hervor, mein Arkadef darunter.

„Wo ist denn der Wachtposten?“ fragte Arkadef.

„Da liegt er!“ ...

Und sie schlichen ganz leise, zur Erde gebückt, nach
der Stelle, wo der Soldat lag, und wie sie vorüber-
gingen, beschimpften sie ihn, und Arkadef hob das Gewehr
auf und durchbohrte ihn von hinten mit dem Bajonett.
Es regnete immer stärker, und der Sturm heulte so laut.
Wir kamen glücklich durch das Dorf und gingen lange
schweigend durch einen Wald. Rasch eilten wir dahin.
Arkadef hielt mich an der Hand, und seine Hand war
heiß und zitterte.

O, wie wonnig war mir zumute — so lange er
schwieg! Es waren die letzten schönen Minuten meines
heißhungrigen, leidenschaftlichen Lebens. Dann aber kamen
wir auf eine Wiese und machten Halt. Sie dankten mir
alle vier ... ach, wieviel Worte machten sie alle mit-
einander! Ich hörte nur immer zu und schaute dabei
meinen Pan an — wie wird er sich jetzt verhalten? Und
er umarmte mich und sprach so feierlich zu mir ...
Was er sagte, weiß ich längst nicht mehr, nur lief's da-
rauf hinaus, daß er mich zum Dank für seine Befreiung
jetzt lieben werde ... Und dann kniete er vor mir hin
und sagte lächelnd: „Meine Königin!“ Solch ein ver-
logener Hund war er! ...

Nun, ich gab ihm einen Stoß mit dem Fuße und
hätt' ihn auch ins Gesicht geschlagen, aber er wich mir
aus und stand auf. Finster und bleich stand er vor
mir ... und auch die drei anderen blickten finster drein,
und alle schwiegen. Ich schaute sie an ... und fühlte
nur eine große Traurigkeit, entsinn' ich mich, und solch
eine kalte, frostige Trägheit in den Gliedern. „Geht
jetzt,“ sagte ich zu ihnen. Und sie, diese Hunde, fragten
mich: „Wirst du nicht dorthin zurückkehren und unsere
Spur verraten?“ Solche Schufte waren das! Nun, aber
sie gingen doch — und auch ich ging dann meiner Wege.
Tags darauf nahmen die Curigen mich fest, doch ließen
sie mich bald laufen ...

Jetzt sah ich ein, daß es höchste Zeit für mich war,
mir ein eigenes Nest zu bauen, daß ich lange genug nach
Kuduckart gelebt hatte. Schon war ich schwerfällig ge-
worden, und meine Flügel hatten den rechten Schwung,
meine Federn den alten Glanz nicht mehr ... Zeit war
es, Zeit! Ich fuhr damals nach Galizien und von dort
nach der Dobrubtscha. Und jetzt leb' ich hier schon mehr
als dreißig Jahre. Ich hab' geheiratet, einen Mol-
dauer ... er ist vor 'nem Jahre gestorben ... Ich aber
leb' weiter ... Allein leb' ich ... Oder nein, nicht allein
— sondern mit jenen dort ...

Sie wies mit der Hand nach dem Meere hin. Dort
war jetzt alles still. Von Zeit zu Zeit nur vernahm man
einen kurzen, flüchtigen Laut, der sogleich wieder erstarb.
„Sie lieben mich. Ich erzähl' ihnen viele und
mancherlei Dinge. Sie haben das nötig ... sind alle
noch jung ... Auch mir ist wohl in ihrer Gesellschaft.
Ich schau' ihnen zu und denke: Auch ich bin mal so
gewesen ... Nur daß zu meiner Zeit mehr Kraft und
Feuer im Menschen steckte, weshalb sich's auch froher
und besser lebte ... Ja!“

Und sie schwieg. Ich sah sie lange und durchdringend an.
Schwermet besiel mein Herz, wie ich so neben ihr saß. Ihr
Kopf bewegte sich hin und her, sie war eingeknickt; ganz leise,
leise flüsterte sie etwas vor sich hin ... vielleicht betete sie.

Vom Meer her erhob sich eine schwere, dunkle, scharf
umrissene Wolke, einem Berggücken gleichend. Sie glitt
der Steppe zu. Von ihrem Gipfel rissen sich kleine
Wolkenfetzen los, die ihr vorauseilten und die Sterne
auslöschten, einen nach dem andern. Das Meer rauschte.
Nicht weit von uns, im Gezweige der Weinstöcke, ließ
sich verstoßenes Rüssen, Flüstern und Seufzen vernehmen.
Weit in der Steppe bellte ein Hund ... Die Luft war
bellend schwül und reizte die Nerven durch einen seltsamen
Geruch, der die Nüstern kitzelte. Die Wolken
warfen dichte Schwärme von Schatten auf die Erde, die
über sie hinliefen, verschwanden und wieder erschienen ...
Der Mond war verloscht — statt seiner sah man nur
einen trüben, opalfarbenen Fleck, der bisweilen auch noch
durch eine schwarzblaue Wolkenflocke verdeckt ward. Weit
hinten in der Steppe, die jetzt schon ganz schwarz und
schaurig war, als ob sie irgend etwas in sich verheimliche
und verberge, blitzten kleine bläuliche Flämmchen auf.
Bald da, bald dort erschienen sie für einen Augenblick
und verlöschten sogleich wieder, als ob eine Anzahl weit

über die Steppe zerstreuter Menschen irgend etwas in
ihr suchte und dabei Schwefelhölzer anbrannte, die der
Wind sogleich wieder auslöschte. Es waren ganz seltsame
blaue Feuerzungen, die auf irgend etwas Sagen-
haftes hindeuteten.

„Siehst du keine Funken in der Steppe?“ fragte
mich Isergil.

„Jene hellblauen Flämmchen dort?“ fragte ich, nach
der Steppe zeigend.

„Hellblau? Ja, das sind sie ... Also stiegen sie
doch ... sieh, sieh! ... Ich kann sie nicht mehr sehen —
hab' schon recht schwache Augen ...“

„Was sind das für Funken?“ fragte ich die Alte.

Ich hatte wohl früher schon gehört, woher diese
Funken stammen, doch wollt' ich gar zu gern wissen,
was die alte Isergil darüber zu sagen haben würde.

„Diese Funken kommen von Dankos brennendem
Derjen. Es war mal ein Herz auf der Welt, das eines
Tages in Feuer aufloderte ... Und von ihm kommen
diese Funken. Ich will dir das alles erzählen ... Ist
auch eine alte Sage ... O, nichts geht über das Alte,
sag' ich dir! Siehst du wohl, was es in der alten Zeit
alles gab? ... Jetzt gibt's das alles nicht mehr ... nicht
Taten, noch Menschen, noch Sagen von der Art, wie in
alten Zeiten ... Warum nur? Sag's doch ... Ha ha,
wirft mir's nimmer sagen! Was weißt du überhaupt?
Was wißt ihr jungen Leute? Gar nichts! ... Wolltet
ihr nur scharf in die Zeit zurückschauen — da würdet
ihr alle Rätsel gelöst finden ... Aber ihr schaut eben
nicht hin, darum versteht ihr auch nicht zu leben ...
Sch' ich vielleicht nicht, was der Kern des Lebens ist?
Ganz gewiß seh' ich's, alles seh' ich, wenn ich auch schlechte
Augen hab'. Ich sehe, daß die Menschen, statt wirklich
zu leben, immer nur sich anpassen, sich anpassen und ihr
ganzes Leben darauf hin einrichten. Und wenn sie auf
solche Art sich selbst bestohlen und ihre Zeit verloren
haben, dann fangen sie an, das Schicksal anzuklagen.
Was soll hier das Schicksal, möcht' ich wissen? Jeder ist sich
selbst das Schicksal! Alle Arten von Menschen sieht man
heutzutage — nur starke Menschen gibt's nicht. Wo sind
sie? ... Auch schöne Menschen werden immer seltener ...“

Die Alte versank in Nachsinnen — sie schaute in die
dunkle Steppenweite, als ob sie von dort die Antwort er-
wartete, wohin die starken und schönen Menschen gekommen.

Ich erwartete ihre Erzählung und schwieg, da ich
fürchtete, daß irgend eine Frage sie gleich wieder auf
andere Dinge ablenken würde. Ich wußte, daß, wenn
sie in das stürmische Meer ihrer Erinnerungen hinaus-
segelte, eine Art philosophischen Schwunges über sie kam,
wie es denn oft geschah, daß der Schluß dieser oder
jener Legende einfach verloren ging in den Offenbarungen
dieser Philosophie, die, an sich klar und einfach, in der
Darlegung der alten Isergil wie ein seltsamer Knäuel
von allerhand bunten, von der Zeit höchst verzwickelt durch-
einander gewickelten Fäden erschien. (Schluß folgt.)

Rosen.

Rosen hängen um dein Fenster und kränzen es ein.
Heute Morgen sah ich, daß sich die erste Blüte erschlossen
hatte. Es regnet leise und heimlich, und ein paar glühende
Tropfen hängen wie Diamanten in den feinen Blumen-
blättern. — Und wie ich hinschauen muß, wieder und immer
wieder, und der Regen so weich und träumend in mein Gesicht
sprüht, da ist es mir, als hingen die ganzen Ranken voll
zarter, weißer Blüten. Wie weiße Arme umschlangen
sie dein Fenster, als ob die Sehnsucht und die Schönheit
Einlaß zu dir begehrten.

Und ich denke an all das süße duftende Leben, welches
so eine kleine Knospe und Blüte in sich schließt. Ich
denke an das kurze Leben und an das schnelle Vergehen.

Da öffnest du das Fenster und siehst hinaus in den
jungen Tag. In deinen schimmernden Augen liegt noch
der Traum der Nacht, mit halbgeöffneten Lippen atmest
du die reine frische Morgenluft, und deine Arme strecken
sich hinaus in den weichen Sommerregen.

Da siehst du die erschlossene Rose. Schnell beugst du
dich nieder, deine Hand hebt die Blüte wie zum Licht
empor, und schein und leise küssen deine Lippen die
glühenden Tropfen aus dem zarten Blütenhauch.

Wie du wieder aufblickst, ist der Traum aus deinen
Augen verschwunden, aber ein Leuchten ist in ihnen, wie
das Ahnen des kommenden Sommertags.

Du hast mich nicht gesehen. Dein leuchtender Blick
ging in ewige Fernen. Und du sollst mich nicht sehen. —
Leise gehe ich vom Fenster zurück.

Wenn die erste Rose am Morgen erblüht und ein
junges Menschenkind zum erstenmal das Glück durch die
Welt schreiten ahnt, dann darf niemand den heiligen
Augenblick stören. — Morgen werden an allen Ranken
Rosen blühen.

Klara Böhm.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Klara Zeppen (Bundel), Wilhelmshöhe
West Begerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.